

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Württ.
Landes-
bibliothek
Stuttgart



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JULI-SEPT. 1974
HEFT 3**

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur
25. Jahrgang Heft 3
Juli–September 1974

Herausgegeben
vom Schwäbischen Heimatbund

Redaktion: Wolfgang Irtenkauf

Redaktionsausschuß: Wolfgang Irtenkauf,
Helmut Dölker, Peter Haag, Willy Leygraf,
Helmut Schönamsgruber

Die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» erscheint alle drei Monate. Sie wird an die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 18,- geliefert. Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 20,- zuzüglich Versandkosten – Einzelheft DM 6,-. Diese Preise enthalten 5,5% MwSt.

Alle Zuschriften über den Versand der Hefte sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, Telefon (07 11) 22 32 43, von sonstigen Beziehern an den Konrad Theiss Verlag, 7000 Stuttgart 1, Villastraße 11, Telefon (07 11) 43 29 81, zu richten; alle für die Redaktion bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7000 Stuttgart, Charlottenplatz 17/II (Schwäbischer Heimatbund). Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos usw. ohne Beifügung von Rückporto wird keine Garantie übernommen. Der Nachdruck von Aufsätzen und Buchbesprechungen der «Schwäbischen Heimat» kann nicht ohne schriftliche Einwilligung der Redaktion erfolgen.

Anzeigenverwaltung Hans Jürgen v. Elterlein, 7000 Stuttgart 80, Joringelweg 5, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-
dienst Aalen.

Inhalt

JOHANNES KEPLER: Aufspürung eines Poeten . .	157
Von FRIEDRICH SECK	
Gedanken eines «Welt-Bürgers» Anno 1681. Zu einer vergessenen Kometenschrift des Dichters und weiltingischen Hofpredigers TOBIAS NISSLEN alias DE LA GRISE	168
Von MANFRED KOSCHLIG	
800 Jahre Waldensertum	178
Von ERNST HIRSCH	
GOETHE, HEGEL, SEBBERS	182
Von HEINRICH THEODOR MUSPER	
Ein «Augenschein» von Esslingen 1556/57	188
Von FELIX BURKHARDT	
Württembergs erste Druckereien	193
Von WERNER P. HEYD	
JUSTIN HEINRICH KNECHT – schwäbischer Komponist und Musikgelehrter	197
Von EBERHARD STIEFEL	
Über ERNST BAUR	201
Von HELMUT RÜTTGER	
ISOLDE KURZ – Werk und Bedeutung	204
Von HANS KESSLER	
Leserforum	206
Buchbesprechungen und -hinweise	210
Mitteilungen des Schwäbischen Heimatbundes	212
Was schreiben die anderen	218
Anschriften der Verfasser	226

Titelfoto: Auch in der Nähe einer Großstadt gibt es noch «stille» Winkel: Das Bild (Foto Lückgens) zeigt eine der Mühlen im Glemstal zwischen Ditzingen und Höfingen. Wie lange werden sich solche Oasen noch erhalten lassen?

Johannes Kepler: Aufspürung eines Poeten

Friedrich Seck

«Second Strings» – zweite Saiten – heißt eine Artikelserie, in der die Literaturbeilage des Londoner Weltblattes «The Times» im Sommer 1973 weniger bekannte Nebentätigkeiten sehr berühmter Männer vorstellt. WALTHER GERLACH, der langjährige Vorsitzende der KEPLERgesellschaft, behandelte dabei den Naturwissenschaftler GOETHE. Unser Thema ist ein Gegenstück dazu: der dichtende Naturwissenschaftler und Mathematiker KEPLER. Daß KEPLER Gedichte geschrieben haben soll, gar noch gute Gedichte, überrascht uns heute; wir hätten es ebensowenig erwartet wie bei LIEBIG, EINSTEIN oder SAUERBRUCH. Daß es bei KEPLER anders steht, ist nicht nur ein individuelles Phänomen, sondern auch eine Zeiterscheinung: als Dichter ist KEPLER ein Vertreter humanistischer Dichtung. Man muß hier an einen fundamentalen Unterschied erinnern, der zwischen der humanistischen Dichtung und etwa der Dichtung der deutschen Klassik und Romantik besteht. Im Bann einer Betrachtungsweise, die im 19. Jahrhundert vorherrschend geworden ist, erwarten wir von einem Dichter hauptsächlich die Gestaltung eigener Erlebnisse und Empfindungen. Das hat so weit geführt, daß man sich beispielsweise bei GOETHES Liebesdichtung, aber auch bei der des HORAZ oder CATULL beinahe mehr für die zugrundeliegenden Liebeserlebnisse interessierte als für die poetische Form. Eine solche Betrachtungsweise, die heute zum Glück überwunden ist, würde nirgends mehr in die Irre führen als bei der humanistischen Dichtung, denn diese ist nicht Erlebnisdichtung, sondern Reflex von Bildungserlebnissen. Unbedingte Voraussetzung humanistischen Dichtens ist nicht etwa, daß der Dichter von seinem Gegenstand ergriffen ist, sondern daß er die Technik des Dichtens beherrscht und seine Vorgänger kennt. Natürlich bestreitet niemand, daß auch der humanistische Dichter an seinem Stoff Anteil nehmen kann. Entscheidend ist aber, daß er das Dichten gelernt haben muß und daß man es auch lernen *kann* ebenso wie das Schreiben lateinischer Prosa. Und weil das Latein die Sprache der Gelehrten ist, ist auch die humanisti-

sche Dichtung vorzugsweise Gelehrtdichtung. Bei KEPLER ist sie schon quantitativ nicht ganz unbedeutend: immerhin kennen wir von ihm 63 Gedichte – 58 lateinische, vier deutsche und ein griechisches – im Gesamtumfang von mehr als 1600 Versen. In den Studentenjahren mit den ersten vier gedruckten Schriften beginnend und endend mit dem selbstverfaßten Grabepigramm zieht sich durch KEPLERS Lebenswerk eine Kette von teils gedruckten, teils handschriftlich überlieferten Gedichten. Ich möchte davon einige Beispiele vorführen und unter drei Gesichtspunkten untersuchen:

1. Welches sind die Voraussetzungen von KEPLERS Dichten?
2. Welche Beweggründe veranlassen KEPLER zum Dichten?
3. Wie steht es um die inhaltliche und formale Qualität seiner Gedichte?

Über die Voraussetzungen haben wir schon gesprochen. Daß er die lateinische Sprache beherrschte, nicht nur die Prosa, sondern auch die Poesie, wurde von jedem Gelehrten, d. h. jedem Studierten, erwartet. Mit dem Einbruch des Humanismus in den Jahrzehnten um 1500 war auch in Deutschland die lateinische Poetik überall Teil der gelehrten Bildung geworden. Auch in Tübingen bestand seit 1481 ein Lehrstuhl für Poetik und Eloquenz, später für Poetik und Geschichte. Hier begegnen uns illustre Männer wie HEINRICH BEBEL, der den Lehrstuhl von 1496 bis zu seinem Tode 1518 innehatte, hier lehrt 1568–1582 der streitbare NIKODEMUS FRISCHLIN¹. Sein Nachfolger (bis 1606) und damit auch KEPLERS akademischer Lehrer im Fach Poetik war ERHARD CELLIUS.

Es wurde bereits gesagt, daß der Student lernte, lateinische Verse zu schreiben. Wie das geschah, entnehmen wir am besten einer zeitgenössischen Beschreibung. Wir wählen dazu eine Antrittsrede, die NIKODEMUS FRISCHLIN 1587 in Wittenberg gehalten hat, wohin es ihn nach dem Verlust seines Tübinger Lehrstuhls verschlagen hatte. Er sprach dort darüber, wie man die rhetorischen und poetischen Übungen aufgrund der Klassikernachahmung rich-

tig und nützlich einrichte. Die Imitation antiker Vorbilder, *Grundprinzip des lateinischen Humanismus* (E. R. CURTIUS) ist auch methodisches Prinzip der lateinischen Stilübung in Poesie und Prosa: jede rhetorische und poetische Übung, führt FRISCHLIN aus, sei nichts anderes als eine gewisse Nachahmung guter Autoren, eine Nachahmung allerdings, die sich vor dem Plagiat sorgsam hüten müsse. Er unterscheidet drei Arten der Imitation: man kann zum ersten dasselbe wie die Vorlage mit fast denselben Worten, aber in einem anderen Versmaß sagen: diese Umstilisierung nennt FRISCHLIN *Metaphrase*. Die zweite Vorübung, die *Parodie*, besteht darin, den Text der Vorlage möglichst weitgehend zu erhalten, ihn aber auf einen anderen Gegenstand anzuwenden, sodaß er einen neuen Sinn erhält; er muß dabei nicht, wie wir es heute meist verstehen, ins Lächerliche gezogen werden. Die dritte Vorübung schließlich, die *Paraphrase*, drückt den Inhalt der Vorlage mit anderen Worten aus, sie wandelt Poesie in Prosa um und umgekehrt. Für alle drei Arten der Vorübung kann sich FRISCHLIN auf Beispiele aus der antiken Literatur berufen; alle drei kommen auch in KEPLERS Gedichten vor.

Für die metrische Umstilisierung können wir ein Gedicht aus KEPLERS Jugendjahren anführen. Gleichzeitig mit ihm studierte in Tübingen der zwölf Jahre ältere Verwandte JOHANNES HULDENREICH. Er war Sohn eines verstorbenen württembergischen Hofbeamten und angehender Jurist, im übrigen alles andere als ein Tugendbold, und sein Verhältnis zu KEPLER scheint auch nicht das beste gewesen zu sein. Dennoch: als HULDENREICH im Jahr 1590 heiratet, schickt sich KEPLER an, ihm ein Hochzeitsgedicht zu schreiben – nebenbei bemerkt das erste gedruckte Werk des damals 18jährigen KEPLER.

Die fast 200 Verse lange Hochzeitselegie besteht zu drei Vierteln aus einem Lob des Bräutigams HULDENREICH, das der Reihe nach von seinen Vorfahren, seiner Rechtsgelehrsamkeit, den Vorzügen seiner Erscheinung und seines Charakters handelt, um schließlich in gute Wünsche für seine künftige Beamtenlaufbahn zu münden. Nun ist es seit der Antike eine Eigentümlichkeit des Lobgedichts wie auch der Lobrede, daß es weniger die individuellen Charakterzüge des zu Lobenden darstellt als ihn zum Träger aller nur irgendwie zu seiner Stellung passenden Tugenden hinaufstilisiert. Es schadet also nicht, wenn zwei Lobgedichte für zwei verschiedene Personen einander sehr ähnlich sahen, und man konnte sich deshalb beim Verfassen eines Lobgedichts sehr gut an einem literarischen Vorbild orientieren. Von dieser Möglichkeit macht KEPLER

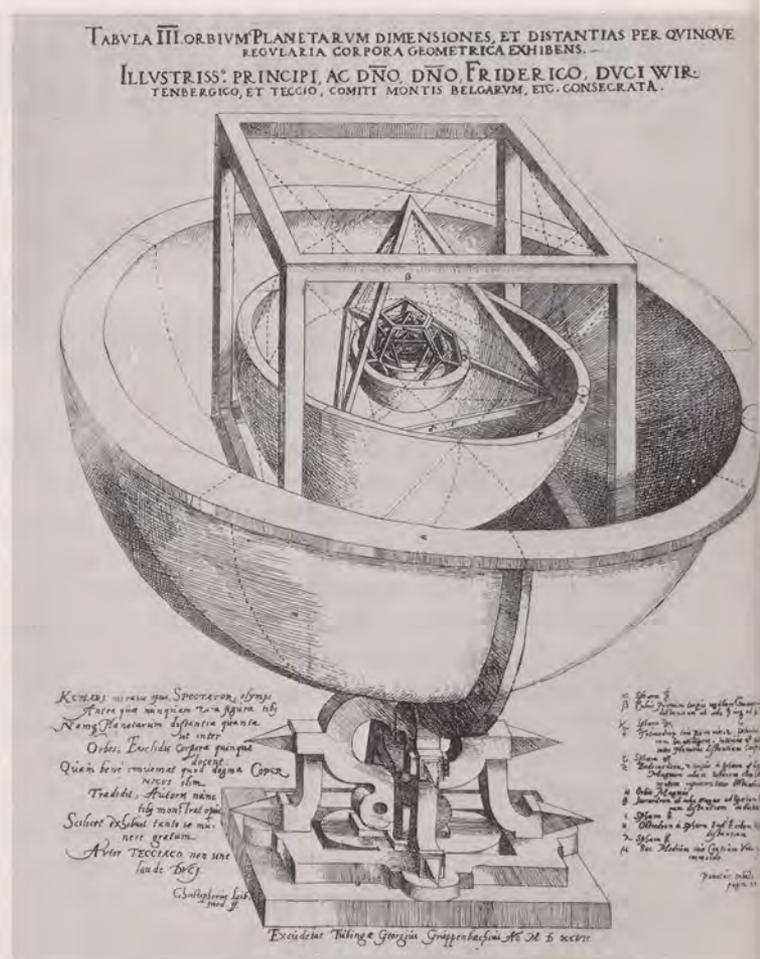


Abb. 1. Konstruktion des Planetensystems aus KEPLERS «Mysterium cosmographicum», Tübingen 1596.

hier ausgiebig Gebrauch, indem er sich an ein Lobgedicht aus der Zeit des Kaisers NERO, die *Laus Pisonis*, anlehnt.

Aber KEPLER schreibt sein Gedicht im Gegensatz zur Vorlage, die aus Hexametern besteht, in elegischen Distichen. Dies ist die formale Seite der Umstilisierung, in FRISCHLINS Terminologie die «*Metaphrase*».

Man müßte, was hier nicht geschehen kann, im einzelnen zeigen, wie KEPLER metrische Klippen umschiffte und Stileigentümlichkeiten der Elegie berücksichtigt. Natürlich mußte er auch vieles ändern, weil sein Gegenstand ein bürgerlicher Student des 16. Jahrhunderts ist, der seiner Vorlage ein römischer Adliger. Insofern ist das Gedicht im Sinn von FRISCHLINS Terminologie zugleich eine *Parodie*. Die dritte Art der von FRISCHLIN empfohlenen Vorübungen, die *Paraphrase*, hat eine ehrwürdige Tradition. Nicht nur in der Rhetorik wird sie dem Schüler und angehenden Redner empfohlen, nein auch in der hohen Literatur fehlt es nicht an Beispielen. So ist die Schilderung der Pest in Athen, mit der LUKREZ sein philosophisches Lehrgedicht eindrucks-

mediam rationem, quæ duo sunt exempla irrationalium in Geometria. Iam autem motus cum radijs in proportione sunt; Ergo motus inter se irrationales, & sic nunquam ad idem redibunt initium, etsi durarent infinitis seculis: quia nunquam, ne in infinita quidem sectione temporis, occurreret communis mensura, qua sæpius repetita, motuum omnium vnus terminus, & meta anni Platonici constituatur. Et iam vel tandem cum diuino Copernico libet exclamare: Tanta nimirum diuina hac est Opt. Max. fabrica: & cum Plinio: Sacer est (mundus) immensus, totus in toto, imò verò ipse totum, finitus & infinito similis.

Tu nunc, amice Lector, finem omnium horum ne obliuiscare, qui est, Cognitio & veneratio Sapientissimi Opificis. Nihil enim est ab oculis ad mentem, à visu ad contemplationem, à cursu à spectabili ad profundissimum Creatoris consilium processisse: si hic quiescere velis; & non vno impetu, tota animi deuotione sursum in Creatoris notitiam, amorem cultumq, effere. Quare castamente, & grato animo mecum perfectissimi operis Architecto sequentem Hymnum accine.

IOVA Sator Mundi, nostrumq, aeterna potestas,
 Quanta tua est omnem terrarum fama per orbem?
 Gloria quanta tua est? Cæli qua dedita supra
 Mœnia, concussis volas admirabilis alis.
 Agnoscit puer & spreto satur ubere, balbis
 Te dicente struit valida argumenta labellis:
 Argumenta, quibus tumidus confunditur hostis
 Contemptorq, tui, & contemptor iuris & aequi:
 At ego, quo credam spacioſo Numen in orbe:
 Suspiciam attonitus vasti molimina cæli,
 Magni opus Artificis, valide miracula dextræ,
 Quinque uti sideris normis distincterq, orbis,
 Quos intra medius Lucisq, animaq, Minister
 Qua lege aeterni cursus moderetur habenas,

Quas

Quas capiat variata vices, quos Luna labores,
 Sparſeris immenso quàm plurima Sidera campo.

Maxima Mundi Opifex, qua ter ratione coegit
 Paruus, inops, humilis, tamq, exigua Incola glebæ
 Adamides rerum curas agitare suarum?
 Respicias immeritum, vehis in sublime, Deorum
 Tantum non genus est, tantos largiris honores,
 Magnificumq, caput cingis diademite, Regem
 Constituisq, super manuum monumenta tuarum.
 Quod supra caput est, magnos cum motibus orbis,
 Subycis ingenio: quicquid Tellure creatur,
 Natum operis pecus, atq, aris fumantibus aptum,
 Quæq, habitans siluas reliquarum sacra ferarum,
 Quodq, genus, volucres, lenibus ferit aera pennis,
 Quicq, maris tractus tranant & flumina, pisces,
 Omne iubes premere imperio, dextraq, potenti.

Ioua sator Mundi, nostrumq, aeterna potestas
 Quanta tua est omnem terrarum fama per orbem?

F I N I S.

Abb. 2. Schlußhymnus nach dem 8. Psalm in KEPLERS «Mysterium cosmographicum».

voll schließt, ganz aus dem griechischen Historiker THUKYDIDES übernommen, oft sogar wörtlich übersetzt. Wie wir hier weit von der Ebene der Stilübung entfernt sind, so auch bei KEPLERS Schlußhymnus in seinem *Mysterium cosmographicum*². In diesem Jugendwerk sucht KEPLER Gründe für die Zahl und die Größenverhältnisse der Umlaufsphären der sechs damals bekannten Planeten; er findet die Erklärung, indem er zwischen jeweils zwei Sphären einen der fünf regulären Körper Würfel, Tetraeder, Oktaeder, Dodekaeder und Ikosaeder so einschaltet, daß er jeweils die äußere und die innere Sphäre berührt. Dabei ergibt sich ohne weiteres die Sechszahl der Planeten, und bei passend gewählter Reihenfolge der fünf Körper ergeben sich – zufällig, wie wir heute sagen müssen – auch annähernd die richtigen Größenverhältnisse. Diese Entdeckung, die ihm eine Offenbarung bedeutete, war ihm Anlaß genug, am Schluß des Werks einen Hymnus auf den Schöpfergott anzustimmen. Nach einer Beobachtung JURGEN HÜBNERs ist dieses Gedicht eine Paraphrase des 8. Psalm. Sein Anfang lautet in LUTHERS Übersetzung: Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen, du, den man lobet im Him-

mel! (Psalm 8,2; dem entsprechen Vers 1–4 des Gedichts) Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen, daß du vertilgest den Feind und den Rachgierigen (Psalm 8,3 entspr. Gedicht V. 5–8). Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast, was ist der Mensch . . . (Psalm 8,4). Was wird aus diesem Vers bei KEPLER? (Abb. 2) Ich aber suche die Spur deines Geistes draußen im Weltall, schaue verzückt die Pracht des mächtigen Himmelsgebäudes, dieses kunstvolle Werk, deiner Allmacht herrliche Wunder. Schaue, wie du nach fünffacher Norm die Bahnen gesetzt hast, mitten darin, um Leben und Licht zu spenden, die Sonne. (Übersetzung von MAX CASPAR)

Die *fünffache Norm*: das ist KEPLERS Entdeckung; die Sonne inmitten der Planeten: das ist KOPERNIKUS. Hier wird der Psalm dem Stand der Forschung angepaßt – völlig legitim übrigens, da KEPLER ihn ja nicht übersetzen, sondern paraphrasieren will. Die Psalmenparaphrase in klassischen Versmaßen ist natürlich nicht KEPLERS Erfindung. Dergleichen ist schon aus der christlichen Antike überliefert und begegnet im Humanismus auf Schritt und Tritt. Der

Prima Rudimenta memoriae in

latinâ linguâ, ominosa : edidicit enim jussu patris primùm
omnium Parodiam Psalmi CXXI. quam Theodorus Zwing-
gerus innoturus ex Buchanani versione con-
cinnavit.

ZWINGERVS

Keplerus ad Verbum ferè, men-
sura etiam eadem.

O Lux Candida, Lux mihi,
Lati conscia transitus,
Qua Christi merito patet
Vita porta beata;
Mestatvs reuocat Dies [M. DC. XI.
Augustam domini ad domum
Iam sacra atherei promam
Latus limina templi.
Iam vsam Solyma edita
Caelo culmina, & adium
Catus Angelicos, suo &
Augustam populo urbem;
Vrbem quam procul infimis
Terra sinibus exciit
Petunt Christiada, ut Douno
Laudent voce perenni;
Iussam caelitus oppidis
Vrbem jus dare ceteris
Et sedem fore Davidis
Cuncta in sacra beati.
Mater nobilis urbium,
Semper te bona pax amat,
Es te semper amantibus
Cedunt omnia recte,
Semper tua pax mania
Colit, semper in atrijs
Tuis copia dextera
Largâ munera fundit.
Dulcis Christiadam domus
Cives sola noctios,
Foves candida charitas;
Spes Fidesq; valet.

O Der seligen wanderzeit
Drin ich frölich von hinnen scheid
Auff der strasse die Christus bereit
Zu dem Ewigen lebem
Stundt ist kommen / ich nem die farth
Nach der himmlischen Gottes warth
Da im Tempel ich vngesparrt
Wil die Zungen erheben.
Bsuchen wil ich Jerusalem
Welcher Sinnen am himmel stehn
Da die Scharen der Engel gehn
Ein durchleuchtige Veste
Welche Veste von vnden auff
Aller glaubiger Christen hauff
Kompt zu wohnen vnd hörn nit auff
Gott zu loben die Geste.
O du herrliche Statt dein macht
Zwingt die vbrige Welt mit prach
Zum Stul bistu David gemacht!
Bleibst zu ewigen Zeiten.
O Du edeles Haupt der Welt
Dir ist ewiger Fried bestelt
Wem dein sch. däre von herzen g'elt
Dem ist segen bereitet.
Fried besiget die Mauren dein
Alle Gassen erfüllet rein
Schencket ewige Frewden ein
Fäll mit offenen Henden
O die liebliche Gottes statt
Christen Herzen zu Burgern hat:
Lieb bleibt einig; der Glaub wirt e sat;
Hoffnung gwinnet ein ende.

A 2

Geneth-

Abb. 3. Aus KEPLERS «Funera domestica duo luctuosissima», Linz 1616.
Lateinischer Text von ZWINGER nach BUCHANAN (nach Psalm 121), Übersetzung von KEPLER.

hervorragende schottische Humanist GEORGE BUCHANAN hat 1566 Paraphrasen sämtlicher Psalmen in verschiedensten Versmaßen veröffentlicht, die durch zahllose Nachdrucke eine sehr weite Verbreitung erfahren haben. Für Psalm 121, einen Wallfahrtspsalm, hatte er die aus drei Glykoneen und einem Pherekrateus³ bestehende Strophe gewählt, die wir aus CATULL 34 kennen. Der Basler Arzt und Universalgelehrte THEODOR ZWINGER (1533–1588) schrieb BUCHANANS Gedicht auf seinem Totenbett für die Situation des Sterbenden um: er machte durch wenige Änderungen die Reise nach Jerusalem zu einer Reise in den Himmel, aus dem Wallfahrtslied ein Sterbelied. Auch ZWINGERS Umdichtung von BUCHANANS Psalm ist sehr bekannt geworden, und KEPLER schätzte sie so sehr, daß er sie seinen Sohn FRIEDRICH, dem er schon im zarten Kindesalter Lateinunterricht erteilte, als erstes von allen auswendig lernen ließ. In den *Funera domestica*, einer Gedenkschrift für diesen frühverstorbenen Lieblingssohn FRIEDRICH und seine erste Frau, druckt KEPLER das Gedicht mit einigen metrischen Verbesserungen und einer eigenen deutschen Übersetzung im gleichen Versmaß ab (Abb. 3).

Deutsche Glykoneen und Pherekrateen, überhaupt so frühe deutsche Verse in antiken Metren, lassen natürlich aufhorchen. Freilich haben schon vorher deutsche Philologen wie KONRAD GESNER und JOHANN KLAJ mit antiken Metren experimentiert. Aber beide hatten sich der antiken Dichtung gleichsam mit Haut und Haaren verschrieben und bemüht sich, in jeder Hinsicht nachzuahmen, besonders auch ihr quantifizierendes Prinzip. Quantifizierendes Prinzip will sagen: der Rhythmus antiker griechischer und lateinischer Verse ist durch den geregelten Wechsel langer und kurzer, nicht etwa betonter und unbetonter Silben bestimmt, wobei lange und kurze Silben genau definiert sind. Die strikte Anwendung des quantifizierenden Prinzips vergewaltigt nicht selten die deutsche Sprache: so schreibt z. B. GESNER in dem Vers *Unser' tägliche narig uns gib hütte narig* statt *narung*, weil die beiden Buchstaben *ng* nach seinen Grundsätzen den vorhergehenden Vokal längen würden, während das Versmaß eine kurze Silbe verlangt.

Die deutsche Klassik ist bekanntlich einen ganz anderen Weg gegangen: sie setzt deutsche betonte Silben für antike Längen, unbetonte für Kürzen, ohne sich um Quantitäten zu kümmern, und erreicht damit eine adäquate Nachahmung antiker Verse.

Das ungemein Interessante an KEPLERS Nachdichtung von BUCHANANS Psalmaphrasen ist nun, daß auch er in seinen deutschen Glykoneen und

Pherekrateen betonte Silben für lateinische Längen, unbetonte für Kürzen einführt. Positionslängen existieren für ihn im deutschen Gedicht nicht. Er tut damit dasselbe wie später die deutschen Klassiker. Hier zum Vergleich eine glykoneisch-pherekrateische Strophe aus GOETHEs Faust (2. Teil, 3. Akt: Vor dem Palaste des Menelas):

*Ach! sie standen noch, Ilios'
Mauern, aber die Flammenglut
Zog vom Nachbar zum Nachbar schon,
Sich verbreitend von hier und dort
Mit des eignen Sturmes Wehn
Über die nächtliche Stadt hin.*

KEPLERS Glykoneen können neben denen von GOETHE, VOSS und HÖLTY bestehen (was sicher auch daran liegt, daß deutsche Dichtung in diesem Versmaß immer Ausnahme, Experiment geblieben ist); sie unterscheiden sich von ihnen durch den Ausfall des unbetonten *e* (bsuchen, gfällt), also eine in der älteren deutschen Dichtung sehr verbreitete Erscheinung, und durch den Reim.

Wenn die verfügbaren Darstellungen und Materialsammlungen uns nicht ganz im Stich lassen, haben wir in diesen Versen überhaupt die ersten deutschen Glykoneen und Pherekrateen vor uns. Was bewegt KEPLER zu diesem Experiment? Will er damit die deutsche Dichtkunst reformieren? Sicher nicht. Dagegen spricht schon der Druck in einer Gelegenheitsschrift, die einer breiteren Öffentlichkeit über den Kreis seiner Freunde hinaus gar nicht zugänglich war.

Der Grund für diese Nachdichtung ist vielmehr einzig pädagogisch: als er seinen kaum 6jährigen Sohn ein lateinisches Gedicht auswendig lernen läßt, das dieser unmöglich verstehen kann, will er ihm Sinn und Metrum durch eine getreue Übersetzung nahebringen. Als er dagegen ein eigenes religiöses Gedicht für seine Frau ins Deutsche übersetzt, benutzt er eine kirchenliedartige Strophe, die der zur Bigotterie neigenden Frau sicherlich mehr entgegenkam als ein Experiment mit antiken Metren.

Die Voraussetzungen von KEPLERS Dichten sind damit umrissen: es wurzelt in der Tradition des humanistischen Poetikunterrichts. Eine andere Frage ist die nach dem Motiv. KEPLER hätte ja den Poetikunterricht als eine lästige Pflicht mit Anstand absolvieren und nach der Magisterpromotion, nach Höherem strebend, keinen Vers mehr schreiben können. Warum tat er es doch? Hören wir ihn selbst: *Dieser Mensch ist unter dem Fatum geboren*, schreibt er in seiner berühmten Selbstcharakteristik von 1597^A, *daß er seine Zeit meist mit schwierigen Dingen vergeudet, vor denen andere zurückschrecken. Im Knabenalter beschäftigte er sich vor der Zeit* (also freiwillig, nicht erst als

**Nouberia Christiana, qua, dum vive-
ret, delectata fuit.**

*Si nunc in aëre cernis imagines
Si functus aëro ipsissima lumina
Cernes, quid hac amittere horres
O Oculi, & meliora capisci!*

*Si mutila tam sua se scientia
Mulceris, ut las aberis integrâ
Fidenter obliuiscere illa,
O Anima, ut curo moris ista.*

*Si vitare hic, est, perpetuum mori,
Semelque, vita principium, mori:
Quid quaso differi interire
O Manu, & moriens renasci!*

I. R.

**Ah Leiblich Aug du schwach gemacht!
Dein sehen ist nur Spiegelsecht!
In dieser finstern Awen!
Wann aber hie dein Schein verplacht!
Von Angesicht zu Angesicht!
Das ewig Lichte wirft schawen!
Tausch sicherlich!
Nur fürche dich!
Nur laß dir kindisch grauen.**

**Ich Sinn dein wissen stuchweret ist!
Und bringe dir noch so manche Lust!
Und süße Fantaseyen!
Wann dann die ganz Vollkommenheit!
Wird tilgen diese Eyrleitet!
Wie hoch wird dich dich freuen!
Eyl und vergiß!
Zens ungewiß!
So mag dir dich gedeyen.**

**Ich Mensch sezt lebst ein stäten Tode!
Zum waren Leben sterbens noth!
Thut nur den anfang bringen!
Auf einmahl wirst du wie ein Korn!
Zum ewigen Leben neu geboren!
Durch Christum mag's gelingen!
Nur wünsch dir wehl!
Durch sterben eyl!
Zum Leben durchzubringen.**

In

Abb. 4. Aus KEPLERS «Funera domestica duo luctuosissima». Lateinischer und deutscher Text von KEPLER (vgl. Abb. 7).

der Schulunterricht ihn dazu zwang) mit der Metrik. Er versuchte, Komödien zu schreiben – davon ist uns nichts erhalten. Beim Dichten bemühte er sich anfangs um Akrostichen, Rätsel und Anagramme; nachdem er diese mit wachsender Urteilsfähigkeit nach Gebühr geringschätzen konnte, machte er sich an verschiedene höchst schwierige Arten lyrischer Verse, schrieb eine pindarische Ode, schrieb Dithyramben.

Hier lohnt es sich, einen Augenblick innezuhalten, denn im Gegensatz zu den unreifen Versuchen, von denen zuvor die Rede war, ist diese pindarische Ode noch faßbar; sie ist ein Hochzeitsgedicht für den jungen Geistlichen GREGOR GLAREAN aus dem Jahr 1591. GLAREAN ließ die Ode zehn Jahre später mit zwei anderen Gelegenheitsgedichten drucken, und ein einziges Exemplar des Drucks hat sich in ei-

IN ACTUM SECVNDUM

Primarum Nuptiarum

INTEGRIMI,

DOCTISSIMIQVE VIRI, D.

M. GREGORII GLAREANI

Stutgardiensis, Diaconi in Gruibingen, Mathematici

haudquaquam postremi, cum pudicissimâ virgine

Anna, honesti viri, Fabiani Kommerelli, ciuis, &

quondam Senatoris Tubingensis F. TUBIN-

gæ 10. Cal. Quintil. Anno 1591.

celebratarum:

Melos Hymeneium Pindaricum.

Stropha 1. Col. 17.

Uolantum intime mentium

Rektor, ô Cytharæde

Bombe, quid intonabis?

Querulumne gamelion ille

GLAREANVS excitat,

Dia buccina Christi:

Prodigum salutis an-

Cile perpetua

Deus quod athere è sereno

Humo indulsit? illi apex

Morum es eruditionis

Carptus

5

Carptus, obumbrat Caput.

Venerigena Charis

Ventre matris editum.

Manibus abluit tepidulis.

Paternas Atlantias dedit aquas,

Suique apice montis abdidit.

Antistropha 17.

MAnum Dadalus, ingenI

Argicida recessus

Fingere iussi, vterque

Juvene obstupere polito

Ceteros nigra supra

Continetis alumnos.

Jussa quercus, illius

Ad manus sequitur.

Fit orbici torcum mundi:

Fit ingentis atheris

Compes, unde concitatum

Implicitis orbitis,

Celeriter oculo

Comprehendit altero:

Fit aqua es eminentis humi apex:

B

Fit

Abb. 5. Melos Hymeneium Pindaricum (Hochzeitslied nach der Art Pindars) für GREGOR GLAREAN, gedichtet zu dessen erster Hochzeit 1591, gedruckt Tübingen 1601.

nem Sammelband der Württembergischen Landesbibliothek erhalten. (Vgl. Abb. 5.) Ein Vergleich mit PINDARS erster olympischer Ode zeigt die völlige Übereinstimmung des Versmaßes. Diese Art der PINDARNachahmung ist eigentlich sehr merkwürdig, denn jedes Gedicht der griechischen Chorlyrik – also alles, was wir von PINDAR besitzen ebenso wie jedes Chorlied der griechischen Tragödie – ist metrisch ein Gebilde sui generis, dessen metrisches Schema nirgendwo sonst wiederholt wird. Auch kein Römer hat es sich jemals einfallen lassen, PINDARS Metren zu übernehmen. Im Mittelalter war PINDAR dem Abendland unbekannt, aber nach seiner späten Wiederentdeckung – die erste Ausgabe erschien erst 1513 – wurde er sehr geschätzt, und weil der Humanismus die antiken Vorbilder nicht nur studierte, sondern sie wo immer möglich auch usurpierte, wurde er auch nachgeahmt. Meist begnügte man sich mit der Imitation der triadischen Strophenanordnung und des schwerverständlichen erhabenen Stils, aber der französische Dichter und Philologe JEAN DORAT wagte sich im Jahr 1558 auch an die Imitation pindarischer Metren in zwei lateinischen Gedichten, und JEAN-ANTOINE de BAIF

– wie DORAT der Dichtergruppe der Pleiade angehörend – schrieb sogar eine französische Psalm-Paraphrase im Versmaß von PINDARS dritter Olympie. So war also KEPLER, als er pindarisierte, ganz up to date, und darüber, daß der Versuch, PINDARS Oden in lateinischen Versen zu imitieren, schon im Ansatz verfehlt ist, muß man sich mit der Betrachtung trösten, daß es ohne solche Experimentierlust auch die schönen deutschen Glykoneen nach BUCHANAN-ZWINGERS Gedicht nicht gäbe. Aber fahren wir fort in KEPLERS Selbstcharakteristik: *Er behandelte ungewöhnliche Themen: den Stillstand der Sonne, den Ursprung der Flüsse, das Herausragen des Atlas in den Nebel.* Ungewöhnlich waren diese Themen nicht für die Wissenschaft, wohl aber für die Dichtung. KEPLER hatte nicht nur als Student, sondern auch später noch die Neigung, Themen, die ihn gerade wissenschaftlich beschäftigten, gleichzeitig – oft auf dem gleichen Blatt Papier – auch in ein Gedicht umzusetzen. Ein Fragment eines dieser «Problemgedichte» ist uns durch ein Zitat in KEPLERS «Optik» erhalten geblieben. KEPLER fingiert eine Besteigung des Atlasgebirges und beschreibt den Anblick von Himmel und Erde, wie er

De hac re olim his lusi verliculis. Fingebam autem me Atlantis
iuga, supra aëriæ regionis superficiem eminentia subire.

*Iam nigra sub pedibus cæpit sub sidere nubes;
Cum noua lux terris, nox erat orta polo.*

*Mira loquor, vapidus, qui terra obuoluitur, humor
Luce repercussa sideris instar erat.*

Penè vt supra in monte Styriæ Schekel:

*Tum mihi siderios mediis ceu noctibus ignes.
Præsenti Phæbi, cura videre face.*

*Qualis ubi obscuris hybernus nubibus ather
Candenti pinxit rectaque agrosque niue.*

Kk

NB. Hoc distichon transpositionem
est, et diuolui suspensio distichis
subiungendum. Etiam
Halter infra in Ermetis monet.

Abb. 6. Fragment aus einem Gedicht über die Besteigung des Atlas, gedruckt in KEPLERS Optik («Ad Vitellionem paralipomena, quibus Astronomiæ pars optica traditur», Frankfurt 1604).

ihn sich von einem sehr hohen Berg aus vorstellt. Nach den damaligen naturwissenschaftlichen Vorstellungen befindet man sich in dieser Höhe nicht mehr im Bereich der Luft, sondern im Äther. Hier gibt es keine Wolken mehr: sie liegen tiefer und reflektieren grell das Sonnenlicht, und der Äther ist so rein, daß der Himmel tiefschwarz erscheint. Mit erstaunlicher Lebendigkeit schildert KEPLER diese fiktiven Beobachtungen (Abb. 6):

*Schon ließ unter den Füßen die schwarze Wolke
sich nieder,
als der Erd' neues Licht, Dunkel dem Himmel erstand.
Wunder: der faulige Dampf, der um die Erde
sich schlinget,
er warf zurück das Licht, und er erglänzt' wie ein Stern,
Gleichsam als ob im Winter aus dunklen Wolken
der Äther
hell mit glänzendem Schnee Häuser und Äcker bemalt.
Da bedacht' ich zu sehn der Sterne Lichter im Dunkeln,
während der Sonne hell Fackel am Himmel doch stand.*

Wir haben den Anfang von KEPLERS Selbstdarstellung interpretiert, um Aufschluß über die Motive seiner poetischen Versuche zu erhalten. Er subsumiert sie unter dem Oberbegriff «schwierige Dinge, vor denen andere zurückschrecken». Die Freude am formalen Gestalten ist also ein Motiv: Akrostichen, Anagramme, pindarische Oden, ungewöhnliche naturwissenschaftliche Themen – je schwieriger desto besser.

Ein anderer Grund zum Dichten ist der Brauch der humanistischen Gelehrten, einander bei jeder pas-

senden Gelegenheit durch lateinische Gedichte Reverenz zu erweisen, also eine Konvention. Schüler und Freunde bitten KEPLER brieflich um Gedichte zu Hochzeiten und Promotionen, sogar ein TYCHO BRAHE ist sich nicht zu gut dafür, KEPLER um Vermittlung von Gedichten anlässlich seiner Übersiedlung nach Prag zu bitten. Die Beispiele zeigen, daß das Dichten, das Einander-Andichten auch ein gesellschaftliches Phänomen der humanistischen Gelehrtenwelt war. Man nahm ja auch in Bücher gern lobende, seltener auch kritische Gedichte anderer Gelehrter auf: solche Gedichte finden wir häufig in KEPLERS Werken, während wir nur 3 solche Gedichte KEPLERS kennen. Anders ist die Lage bei Personalschriften wie gedruckten Leichenreden und Gratulationsschriften. Auch hier war es üblich, daß Bekannte des Gefeierten Gedichte beisteuerten. Wir kennen mehrere Trauer- und Hochzeitsgedichte von KEPLER in solchen Gelegenheitsschriften, die meisten nur in einem oder zwei Exemplaren, viele erst in den letzten Jahren halb durch Zufall entdeckt. Wie viele mögen noch verborgen, wie viele für immer verloren sein?

Ein drittes Motiv zum Dichten erklären wir am treffendsten mit Worten von ERNST ROBERT CURTIUS, die zwar auf das Mittelalter gemünzt sind, aber ebenso für die Zeit um 1600 gelten:

Warum dichtete man? Man lernte es auf der Schule. Sehr viele mittelalterliche Autoren haben gedichtet, weil man es können mußte, um sich als clericus und litteratus auszuweisen; um Komplimente, Grabschriften, Bittschriften, Widmungen zu verfertigen und sich dadurch bei den

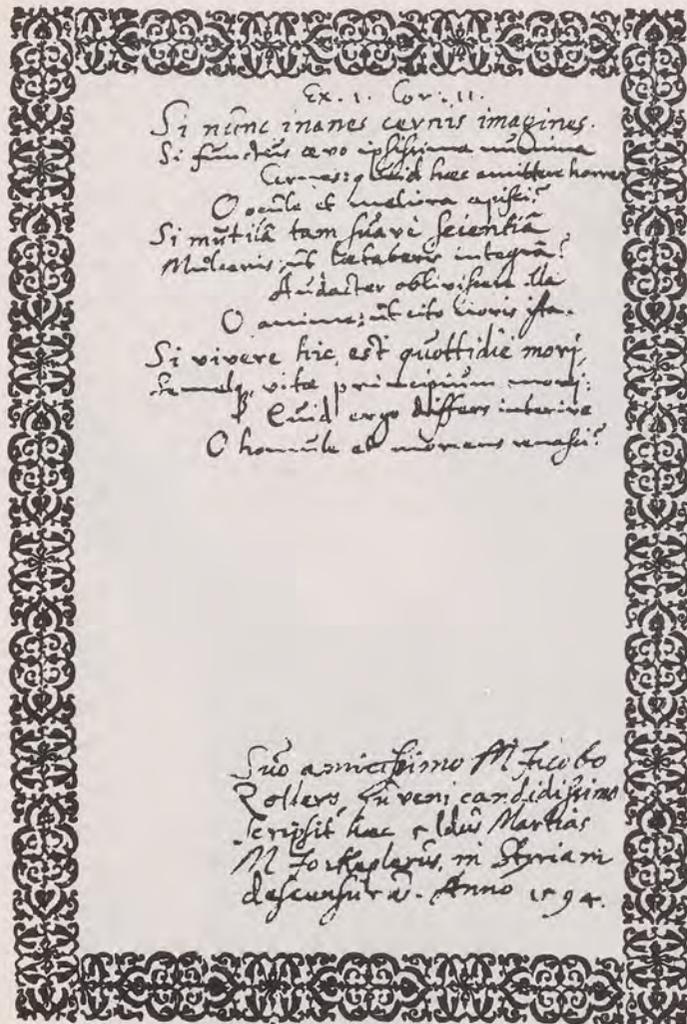


Abb. 7. Stammbuchblatt für JAKOB ZOLLER vom 11. März 1594, zwei Tage vor KEPLERS Abreise nach Graz. Alkäische Ode nach 1. Kor. 13,12; 13,9; 15,31. Reproduktion aus ERNST GOTTFRIED FISCHER: KEPLER und die unsichtbare Welt, 2. Ausgabe Leipzig 1886 (vgl. Abb. 4).

Mächtigen in Gunst zu setzen oder mit Gleichstehenden zu korrespondieren; auch um des schnöden Mammons willen. Dichten ist lehr- und lernbar; es ist Schularbeit und Schulwissen. Das gilt wenigstens für den Durchschnitt, aber auch für berühmte Gelehrte, die invita Minerva dichteten (wie etwa Hrabanus in karolingischer Zeit).

KEPLER hat gewiß nicht *invita Minerva* gedichtet, d. h. ohne eigentlich dazu befähigt zu sein, aber auch er konnte einmal zur poetischen Feder greifen, um ganz handgreifliche materielle Interessen zu fördern, so z. B. in einem Geburtstagsgedicht an König MATTHIAS, den späteren Kaiser, in dem er ihn im Februar 1612 mahnt, seinen Beamten die rückständigen Gehälter auszuzahlen.

Zum Tod TYCHO BRAHES schrieb KEPLER eine lange Elegie, deren erste Hälfte von TYCHO handelt; dann aber wendet sie sich an den Kaiser und sucht ihn

zugunsten der Astronomie zu beeinflussen: auch die Pflege der Wissenschaften, konstatiert KEPLER, sei Herrscherpflicht, und er zeigt die Schönheit und den praktischen Nutzen der Astronomie. Zum Schluß läuft aber alles doch auf Geldforderungen hinaus.

Mit dem Hinweis auf die Konvention oder den Zweck, dem sie ihren Ursprung verdanken, sollten diese Gedichte natürlich nicht abgewertet werden. Noch mehr interessieren uns freilich diejenigen unter KEPLERS Gedichten, die ohne äußeren Zweck nur seinen Gedanken und Empfindungen Ausdruck geben, besonders sofern sie mit seiner wissenschaftlichen Arbeit zusammenhängen. Wir erwähnten oben schon das hymnische Schlußgedicht aus dem *Mysterium cosmographicum* nach dem 8. Psalm. Von völlig anderem Charakter ist ein satirisches Epigramm, mit dem sich KEPLER über das Verbot des Hauptwerks von KOPERNIKUS durch die katholische Kirche (1616) lustig machte. Er schreibt: *Jedem sein Unrecht, Ein verderbliches Unrecht gegen Kopernikus' Revolutiones ist es, daß Leute, die nichts von Astronomie verstehen (indem sie Buchkritiken nicht aus deren Geist, sondern falsch interpretieren), glauben, dieses Werk dürfe nicht gelesen werden, bevor die Bewegung der Erde daraus entfernt sei, was soviel ist, als wenn man sagte, das Werk dürfe nicht gelesen werden, bevor es von Flammen verzehrt sei. Diese glaubte ich nicht durch Argumente, sondern durch Spott widerlegen zu müssen, und schrieb dieses Epigramm:*

*Leicht war der Dichter am Huren gehindert: man konnt' ihn kastrieren;
waren die Hoden auch weg, blieb doch das Leben zurück.
Wehe, Pythagoras, dir: mit dem Hirn hast Mißbrauch getrieben.*

Leben darfst du, dein Hirn aber entfernt man zuvor.

Wir haben als Motive von KEPLERS Dichten genannt die Konvention, den Nutzen und ein Bedürfnis, auszudrücken, was ihn bewegt. Doch wir mögen uns drehen und wenden wie wir wollen: die Freude am Dichten und das Talent dazu ist doch der Antrieb, der immer zugrunde liegt. Die Konvention bestand, aber sie war nicht zwingend, sondern setzte Talent und guten Willen voraus; der Zweck konnte auch mit einem Brief oder einer Bittschrift erreicht werden, und in den bekenntnishaften und spielerischen Gedichten ist der behauptete Sachverhalt vollends klar.

Nachdem wir KEPLER nun gleich zweimal poetisches Talent bescheinigt haben, können wir nicht umhin, die Frage nach der literarischen Qualität seiner Gedichte zu stellen, die freilich am lateinischen Original, nicht an deutschen Übersetzungen beurteilt sein will. Es kann uns natürlich nicht darum ge-



hen, den Dichter KEPLER mit dem Astronomen und Mathematiker, dem Philosophen und Theologen auf eine Stufe zu stellen. Und doch wäre es verkehrt, KEPLERS Dichten als Randerscheinung ganz abzutun. KEPLER hätte gewiß nicht seine wissenschaftlichen Werke mit poetischen Glanzlichtern geschmückt, wenn ihm sein Dichten nebensächlich gewesen wäre, und seinen Stolz auf die poetischen Versuche zeigt auch die Tatsache, daß er mit ihnen sein Selbsthoroskop von 1597 beginnt.

In einem Fall können wir ein Gedicht von KEPLER mit gleichartigen Gedichten anderer Autoren sehr gut vergleichen. Auf dem Titelblatt von KEPLERS Jugendwerk *Mysterium cosmographicum* erscheint als Motto ein vierzeiliges Epigramm, das die Arbeit des Astronomen verherrlicht:

*Quotidie morior, fateorque: sed inter Olympi
dum tenet assiduas me mea cura vias:
Non pedibus terram contingo, sed ante Tonantem
nectare, divina pascor et ambrosia.*

In der Übersetzung von FRANZ BOLL⁵:

*Sterblich wohl bin ich, ich weiß es, des Tages Geschöpf.
Doch begleitet' ich
wandelnde Sterne im Geist, wie sie umkreisen den Pol,
Rührt nicht mehr an die Erde mein Fuß:
Zeus selber zur Seite
Teil' ich das Mahl, des Kraft Götter unsterblich erhält.*

Obwohl das Titelblatt den Dichter nicht nennt, wird sich kein Zeitgenosse über die Autorschaft getäuscht haben, dazu war das zugrundeliegende griechische Gedicht des PTOLEMAIOS viel zu bekannt⁶. Das Epigramm ist nicht nur in den Handschriften von PTOLEMAIOS' Hauptwerk, des *Almagest*, sondern auch in der griechischen Anthologie überliefert. Auch eine reiche Nebenüberlieferung bezeugt seine Beliebtheit in der Antike. In der Renaissance wird es auch im Westen bekannt und erfährt mehrere Übersetzungen ins Lateinische. Der sehr reizvolle Vergleich dieser Übersetzungen kann hier nicht durchgeführt werden; er würde zeigen, daß KEPLER nicht nur Form und Inhalt der griechischen Vorlage am genauesten wiedergibt, sondern auch im Gegensatz zu den meisten seiner Rivalen in der Übersetzung dichterische Qualität erreicht.

Als weitere Probe für KEPLERS poetische Begabung könnte man den Dialog zwischen einem Laien und einem Gelehrten über die *Revolutiones*, das Hauptwerk des KOPERNIKUS, anführen, ein Gedicht elegischer Form, das KEPLER am 22. Dezember 1598 in sein Handexemplar des Werks geschrieben hat⁷. Es ist ihm hier gelungen, einen ziemlich abstrakten und auch nicht sonderlich originellen Gedanken:

der Laie soll sich erst einmal die Voraussetzungen zum Verständnis des Werks erwerben, bevor er es verurteilt – in einem quicklebendigen Dialog auszudrücken. Außerdem wäre hier die bereits erwähnte alkäische Ode vom Sterbenlernen zu nennen, die der Dreiundzwanzigjährige bei der Abreise nach Graz seinem Freund JAKOB ZOLLER ins Stammbuch schrieb. Die drei Strophen drücken, jeweils unter Berufung auf ein Bibelwort, die gleiche Botschaft aus: Warum, o Mensch, fürchtest du den Tod, statt in ihm das ewige Leben zu suchen? Dem entspricht die formale Parallelität, die besonders am Anfang der ersten und vierten Verse jeder Strophe deutlich wird. KEPLERS eigene deutsche Nachdichtung, die wir oben anführten, entspricht der Erwartung, die man damals in ein deutsches geistliches Gedicht setzte.

Der Dichter JOHANNES KEPLER interessiert uns vornehmlich um des Wissenschaftlers willen als eine Seite seiner Person, die man nicht vernachlässigen darf, wenn man ein vollständiges Bild entwerfen will. Doch möchte ich meinen, daß die besten seiner Gedichte auch literarischen Rang haben. Ihrer allgemeinen Würdigung steht der Umstand im Wege, daß die neulateinische Dichtung ihr Publikum, das einst die gesamte Gelehrtenwelt umfaßte, längst verloren hat. Eben beginnt eine sich etablierende neulateinische Philologie, sie der Vergessenheit zu entreißen. So mögen diese Zeilen ein Beitrag zu der Erkenntnis sein, daß auch die poetische Seite des vielseitigen Menschen JOHANNES KEPLER unser Interesse verdient.

Anmerkungen

Eine ausführlichere Fassung dieses Beitrages mit Quellentexten und Belegen ist erschienen in dem Werk: Internationales Kepler-Symposium Weil der Stadt 1971, Hildesheim 1973, S. 427–450. Den Titel dieser gekürzten Fassung verdankt der Verfasser einem wohlwollenden Kritiker der Stuttgarter Zeitung (Ausgabe vom 1. Februar 1972).

¹ Seine Biographie schrieb DAVID FRIEDRICH STRAUSS: *Leben und Schriften des Dichters und Philologen NICODEMUS FRISCHLIN*, Frankfurt a. M. 1856. Vgl. jetzt auch KLAUS SCHREINER: *FRISCHLINS «Oration vom Landleben» und die Folgen*. In: *Attempo* H. 43/44 (1972) S. 122–135.

² Tübingen 1597 (mit Impressum 1596); deutsche Übersetzung von MAX CASPAR unter dem Titel «Das Weltgeheimnis» Augsburg 1923.

³ Früher lernte man die hübschen Merkverse: Glykonéus bin ich genannt, ich heiß Phékratéús.

⁴ Übersetzung von ESTHER HAMMER in JOHANNES KEPLER: *Selbstzeugnisse*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1971.

⁵ Die Übersetzung ist entnommen FRANZ BOLL: *Das Epigramm des CLAUDIUS PTOLEMAIOS*. In: *Sokrates. Zeitschrift für das Gymnasialwesen. Jahresberichte des philologischen Vereins zu Berlin* 47 (1921) S. 2–12.

⁶ In der 2. Auflage des «*Mysterium cosmographicum*» (Frankfurt a. M. 1621) ist KEPLERS Übersetzung zusammen mit dem griechischen Text abgedruckt. Ein früherer Besitzer des Exemplars hat eine im Druckfehlerverzeichnis geforderte Umstellung der Verse vorgenommen.

⁷ Das Gedicht ist ausführlich behandelt in meinem Aufsatz «Ein Gedicht von JOHANNES KEPLER», in: *Beiträge zur Landeskunde. Beilage zum Staatsanzeiger für Baden-Württemberg*, 1966, Nr. 3–4, S. 8–12.

Zu einer vergessenen Kometenschrift des Dichters und weiltingischen
Hofpredigers Tobias Nißlen alias De La Grise

Unter den Kometen-Beschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts steht die Literatur über den ab Mitte November 1680 für etwa drei Monate mit bloßem Auge sichtbaren, hellen und großen Kometen zahlenmäßig an der Spitze. In seinem «Repertorium der Cometen-Astronomie» (München 1864, S. 80–83) führt PHILIPP CARL über hundert Titel allein für diese Himmelserscheinung an, die in der Geschichte der Kometenkunde eine besondere Rolle spielt. An dem Schweifstern der Jahreswende 1680/81 hatte nämlich GEORG SAMUEL DÜRFEL, ein Prediger in Plauen, erkannt, daß die Bahnen der Kometen Parabeln seien, in deren Brennpunkt die Sonne stehe, worauf NEWTONS Lehre beruht, die Kometenbahnen seien Kegelschnitte. War also der astronomische Ertrag gerade dieses Himmelsereignisses beträchtlich, so hatte man auch eine literarische Ausbeute ungewöhnlichen Umfangs und reichhaltigen Inhalts zu verzeichnen. Viele der bei CARL figurierenden Autoren haben der Erscheinung gleich mehrere, dort genannte Schriften gewidmet. Andere wiederum haben das Ereignis wiederholt behandelt, sind jedoch bei CARL nur mit *einem* Titel vertreten. So erging es dem im Jahre 1636 zu Ulm als Sohn eines Schreiners geborenen protestantischen Pfarrer TOBIAS NISLEN, der von 1660 bis zu seinem Tode im Jahre 1710 als Ortspfarrer, Beichtvater, Prinzenenerzieher und Hofprediger im Dienste einer Nebenlinie des württembergischen Herzogshauses gestanden hat: der Herzöge von Württemberg-Weiltingen, so benannt nach ihrer Residenz in dem südöstlich von Dinkelsbühl, reizvoll an der Wörnitz im Ries gelegenen Marktflecken, der seit 1810 zu Bayern gehört, von 1617 an fast zwei Jahrhunderte lang aber eine württembergische Enklave in damals oettingischem Gebiet war. NISLEN sei, wie JOH. GEORG PH. J. BÜRER, der Historiograph des Ortes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, berichtet, «ein starker astronomus» gewesen. Ein einschlägiger Titel wird freilich erst in «Neue historisch-biographisch-artistische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern . . . aus . . . Ulm» (Ulm 1829) von ALBRECHT WEYERMANN, als Nr. 3 in dem der Vita des *Tobias Nüßlin* (S. 376 ff.) angehängten Schriftenverzeichnis, beigebracht. Es handelt sich um den Einblattdruck mit dem «f[ecit].

T. N.» unterzeichneten, zweifellos ersten Bericht aus seiner Feder über den Kometen.

Das Kopfbild des Blattes (es trägt am unteren Rande den Vermerk «Gedruckt zu Augspurg / bey Jacob Koppmayer», der wohl auch den nicht signierten Stich beige-steuert hat, siehe Abb. 2) zeigt das winterlich verschneite Weiltingen mit dem vom Kometen überstrahlten Sternenhimmel, mitten in der Landschaft vorn links den Pfarrer, winzig klein, aber deutlich, mit seinem Quadranten messend und beobachtend auf den Kometen gerichtet. Der bei DRUGULIN erwähnte, sehr seltene Einblattdruck ist im Historischen Museum der Stadt Dinkelsbühl erhalten. WEYERMANN sagt, ohne seine Quelle anzugeben, NISLEN habe an der Astronomie vorzügliches Vergnügen gefunden, «daher er ein Observatorium auf sein Pfarrhaus bauen ließ». Wenn es zutrifft, wäre das ein Musterbeispiel der Verbindung zweier schwäbischer Tugenden: des Wunsches, sparsam, und des Traumes, ‹Partner der Welt› zu sein, als den sich neuerdings in einem Werbeslogan die Landeshauptstadt im Alleingang betrachtet sehen möchte.

Dem um die Jahreswende 1680/81 erschienenen Einblattdruck, in welchem der Verfasser bereits von seinen Beobachtungen und von einem «Astronomischen Abriß» spricht, folgte einige Monate später, vermutlich im März 1681 (die letzte Beobachtung stammt vom 7. Februar), der «Helio-Cometes», eine 44 Seiten umfassende, bei dem Verleger der GRIMMELSHAUSEN-Gesamtausgabe, JOHANN JONATHAN FELSSECKER in Nürnberg, laut Titelblattvermerk gedruckte, mit drei ganzseitigen Kupfern geschmückte Schrift in Quartformat (Titelblatt siehe Abb. 5). Von den Kupfern ist das erste als Kupfertitel (Abb. 3), das zweite als Titelkupfer (Abb. 4; ein vergrößerter Nachstich der rechten Bildhälfte des Stiches am Kopf des Augsburger Einblattdruckes) und das dritte als die Ausführung des angekündigten «Abrisses» (Abb. 6) anzusehen. Als Grundlage für seine vermutlich eigenhändige Einzeichnung samt Beschriftung dieses Abrisses diente TOBIAS NISLEN das von JAKOB BARTSCH entworfene und von dem Straßburger Drucker JAKOB VON HEYDEN gestochene Blatt des Himmelsglobus von 1624. Auffallend die zentrale Gestalt des vom Stecher lie-



Der fliegende Wandersmann

nach dem Mond:

oder

**Eine gar kurzweilige und
seltsame Beschreibung der neuen
Welt des Mondes: / wie solche von ei-
nem gebornen Spanier mit Namen Domi-
nico Gonales beschrieben: Und der Nach-
Welt bekannt gemacht wor-**

den ist.

**Aus dem Französischen in das Deutsche
übergesetzt.**

**Insgemein lustig zu lesen / und wird
die Sach an sich selbst den Gelehrten zu fer-
nem Nachdenken heimgestellt.**

**Mit beigefügten / absonderlichen und
wunderbarlichen Antiquitäten / so dem Spa-
nischen Gonale in wehrender Reise zu Ge-
sichte kommen.**



Zufaden bey Wolf Ertel. Selbsten im Jahr 1667.

Abb. 1: Frontispiz zum «Fliegenden Wandersmann» auf einer Mondreise, deren satirische Mondwelt-Beschreibung nicht, wie früher angenommen, von GRIMMELSHAUSEN, sondern von dem Zweibrücker Hofrat BALTHASAR VENATOR stammt. Wiedergegeben ist das Titelkupfer nach der 1667 bei dem Drucker-verleger W. E. FELSSECKER in Nürnberg erschienenen Ausgabe in 12. Es zeigt den Wandersmann auf einem von zusammengebundenen Vögeln gezogenen Fluggestell. Die Darstellung bezeugt, daß man den Gedanken an Fluggeräte – trotz LEONARDO da VINCIS kühnen Entwürfen – im 17. Jahrhundert als lachhaft und

völlig utopisch ansah. Im Gegensatz zu dieser verbreiteten Auffassung vertritt TOBIAS NISSELEN ernsthaft die Vorstellung vom Menschen als dem «Welt-Bürger», dem der Schöpfer die Bestimmung verliehen habe, nicht nur auf der Erde – wie die Tiere –, sondern im Weltraum heimisch zu werden und «eine gewisse Wissenschaft hiervon einzunehmen». – Nach dem Exemplar der ehemals Preuß. Staatsbibliothek Berlin (Sign.: Yu 5231); da es zu den Kriegsverlusten zählt, nach einer Fotokopie im Besitz des Verfassers wiedergegeben.

bevoll übertragenen Flügelrosses für das Sternbild des Pegasus in dem Gewusel der ihn umgebenden kleinlebewesen-gleichen Figuren. Was hatte der Pfarrer mit dem Pegasus zu schaffen? Was wollte er mit seiner Kometenschrift?

Ehe wir auf den Inhalt des «Helio-Cometes» eingehen, noch ein Wort über die außerordentliche Seltenheit auch dieser Kometenschrift NISSELENS, die CARL 1864 als einzige des Verfassers genannt hat. Ich hatte bereits auf der ersten Tagung des *Internationalen Arbeitskreises für Deutsche Barockliteratur* im August 1973 in Wolfenbüttel inmitten der unver-

gleichlichen Barockbestände der Herzog-August-Bibliothek über das Ergebnis meiner Nachforschungen zu der seit ARNOLD HIRSCH der Barockforschung gestellten Frage «Wer war «De La Grise»?» referiert und die Identität TOBIAS NISSELENS mit dem dieses Pseudonyms sich bedienenden Verfasser adeliger Schäferromane wie auch mit dem Übersetzerpseudonym AGATHUS CARION nachgewiesen, war aber überzeugt, daß die Bezeichnung «ein starker astronomus» bei BURER (und dessen bestem Kenner Pfarrer GUSTAV BRAUN: Markt Weitingen an der Wörnitz. Eine lokalgeschichtliche Studie,



Jacob Milich. Comment. in Plin. lib. 2. de Hist. Mundi.

Receptum omnium seculorum consensu, Cometæ prodigia esse.

Eigentlicher Bericht / welcher Gestalten der nachdenckliche / dieses zu End-lauffenden 1680sten Jahres / noch in der Luft stehende Comet zu Markt-Baillingen entliche Abend observiret worden.

Nachdem in dem Monat Decembri ein Zeitlang / so wol Tags / als Nachts / die Luft trüb und wolckicht gewesen / hat selbige sich den 16. 26. gegen Abend anfangen aufzuhellen / daß sich das Gewölck nah und nah von Osten / gen Westen gewaldet / nicht anders als ein Vorhang auf einem Theatro weggezogen wird; Darmit was der Allerhöchste in der Luft und wolte reifen / auch möchte gesehen werden. Wie dann nach untergangener Sonnen / zwischen 5. und 6. Uhr / aus dem Westens noch etwas stehendes Gewölck / unversehens ein lang - breit - und bleicher Schein / oder Strahl / sich erweisen / ein Anzeigen eines gegenwärtigen Cometen oder Schein - Sterns; so desto grölicher und entschlicher anzusehen war / weilen vorher mit das geringste / so oft die Luft hell gewesen / stetige Aufsicht gehalten seit /) dergleichen können vermerck werden. Wäilen nun wie erst gedacht / die Luft Südwest seit / wo der Comet damals sein Stand hatte / noch etwas wolckicht / als hat der Comet - Stern / so darunter verborgen / und allem Anzeigen nach / bereits untergangen war / nicht können observiret werden / der groß und helle Strahl oder Schein aber / wurde bis nach 10. Uhren verspüret. Den 17. 27. Decemb. war die Luft bey uns / neben gesträmter Kälte / ganz heiter und hell / da sich dann mehr gedachter Comet Abends um 5. Uhr ganz präsentiret / unserm Gesicht nach / auf 10. Grad von unserm Horizont erhebet. Er stund recht Südwest. Weilen aber der zur Seiten / Südwests im 8. gr. Pisc. stehende Mond / mit seinem Lichte die nachtsbedenckliche Stern / ymlich verkleinert / und aus dem Gesicht genommen / als konten auch die dem Cometen nicht - sich -nde Stern / nicht wol gesehen werden / allem Anzeigen nach aber / stund er unter dem Equatore oder Linea. unter dem Gestirn des Widrs bey oder in Ganymede; und ist der erste Stern in collo Aquilæ / bey der ersten observation mitten in des Cometen Strahl oder Schein / Lucid. Aquilæ in educatione colli aber / nicht an demselbigen / und etwas besser hinauf Sagittæ gestanden / stund also der Comet über dem Tropico Capricorni. Der schädlich - und große Schein oder Strahl richtete sich grad theils an / theils in Galaxia / gegen Cassiopeia / welches Gestirn er auch bey nahe erreichte. Der Comet - Stern kontet einem Stella fixæ secunda. oder mehr certum magenticidinis gleich / dessen Farb alle Abend etwas feuriger worden; ganz aber / und mit seinem Schein oder durchscheinendem Sonnen - Strahl / war er so groß und entschlich anzusehen / als jemals einer zu Gesicht mag kommen seyn. Er gieng unter gleich nach 6. Uhren / der Schein aber / wurde noch etliche Stunden / und fast bis 11. Uhr gespüret. Den 18. 28. Decemb ist der Comet abermal um 5. Uhr Ab. nds gesehen / und in der Erhöhung um unsern Horizont unserm Gesicht nach 11. gr. 10. man observiret worden / gieng unter um 7. Uhr. Sein Lauff ist sehr schnell / also daß er proprio motu in Tag und Nacht über 1. gr. sich weiter herauff über den Equatorem den Signis Borealibus nähert / und bereits über Aquilam / Sagittam / Delphinum / Equum minorem / in Pegasum gestigen / machet mit dem Schein oder Strahl und der Galaxia ein Angulum scutum /

so sich zwischen Andromeds und Cassiopeia juxtipet; wie nach genugsam eingenommenen Observationen. so lang er wird können bey uns gesehen werden / in einem Astronomischen Abriss soll gewisen werden.

Was nun dieser Comet bedeutet / oder nach etlicher Meynung / würde / davon ist von vielen / auch vieles sagen / schreiben / und urtheilens / und will jeglicher vil wissen; da dann mandmal (auch bey denen / die verneynen das Hirn am rechten Ort zu haben /) so seltsame Schmacken und Strucken fliegen / daß man nicht weißt / ob man im Leben / und helen / einen lachenden Democritum / oder weinenden Heraclitum abgeben solt. Gleich wie aber noch kein Mathematicus oder Physicus in solche Experientz fallen / daß er eigentlich / was ein Comet seinem Wesen nach seye / aus gewissen Principiis darthun konte! also auch / ob schon von gelehrten Theologis und Mathematicis / durch lange Erfahrung (worbey wir billich auch verbleiben) observiret worden / daß solche Cometen gemeinlich große Veränderung / meistens aber / Unglück und Straffen vorbeudeut; So kan doch mit keiner Gewisheit / oder emigen principio darzuthun werden / was / oder wem / oder wann / welchem Land / Nation oder Person / etwas hiermit vorbeudeut werde: Derowegen sich in dergleichen heraus lassen wollen / heist eine unerschländige und ungründete Vermessenheit / und Eingriff in die Göttliche Providenz begehen.

Sehr gut / und von großer Wichtigkeit seyn hiervon die Wort des niemahl genug belobten ersten Teutschen Kayser Caroli Magni / über den Cometen so zu seiner Zeit Anno 1402. gesehen worden: Timeamus conditorem Cometæ / non Cometam / & Ludemus clementiam ejus / qui nostram inertiam / cum peccatores sumus / talibus dignatur admonere prodigiis. Laßt uns den Schöpffer des Cometen scheuen und fürchten / und nicht den Cometen an sich selbst; Laßt uns seine Güte und Barmherzigkeit preisen / daß er um unserer sündlichen Faul- und Trägheit / durch solche Luft- und Wunder - Zeichen / uns erwecken und aufmunteren wil. Der Astroliche Götter aller Stern und Cometen - Herr und Schöpffer / verleyhe gnädiglich / daß durch diese große Luft / und Cometen - Fackel / wir in Sünden verfinsterte Herzen / zur wahren Luft geleitet / und seellich / die vermuthet vorlebende Plagen und Straffen / entweder gänzlich von uns abgewendet / oder doch geändert werden.

- Si quid scis rectius istis / Candidus imperi; si non / his utere mecum.

f.
T. N.

Gedruckt zu Augsburg / bey Jacob Koppmayer.

Abb. 2: TOBIAS NISSENS erster Bericht über den Ende 1680 erschienenen Kometen (Anfang 1681 bei JACOB KOPPMAYER in Augsburg gedruckt; Exemplar: Historisches Museum Dinkelsbühl). Der als Kopfbild den Einblattdruck zierende Stich (von KOPPMAYER?) bringt eine nächtliche Ansicht von Weitingen mit

dem Kometen am gestirnten Himmel und dem unter Zuhilfenahme des Quadranten ihn beobachtenden Pfarrer im Vordergrund. Am höchsten Punkt des Ortes der Turm der Peterskirche, neben diesem rechts die beiden Giebel des Schlosses seiner Dienstherren, der Herzöge von WÜRTTEMBERG - WEITINGEN.

Ansbach 1909, S. 78 ff.) nicht nur auf dem als astronomischem Beitrag bei WEYERMANN und BRAUN einzig genannten Augsburger Einblattdruck beruhen konnte. Da stieß meine Frau – eine mit bibliographischem Spürsinn begabte, im Bereich der

schwäbischen Literatur zum Aufgeben nicht bereite Württembergerin – im gedruckten Katalog des Britischen Museums, London, auf «TOBIAE NISSENI HELIO-COMETES». Dank den freundlichen Bemühungen des Kollegen DAVID L. PAISEY von der



Abb. 3: Kupfertitel zum «Helio-Cometes», gestochen von GEORG JAKOB SCHNEIDER aus Nürnberg: eine Darstellung des heliozentrischen Systems des KOPERNIKUS, für den das Zentrum des Planetensystems und damit auch des Universums nicht die Erde, sondern die Sonne war (Exemplar: Bayerische Staatsbibliothek München). – Das lateinische Zitat auf dem unteren Spruchband stammt aus den Episteln (I, 6, 67) des HORAZ und besagt: Wenn du was Besseres weißt als dies hier, so teil es mir redlich mit; wenn nicht, so benutze dieses, wie ich. Mit dem gleichen Zitat endet der Text des Einblattdrucks.

British Library erhielt ich bald eine vollständige Fotokopie der Schrift, die Mitte des 19. Jahrhunderts mit einer umfangreichen Sammlung von Kometenliteratur ins Britische Museum gelangt war. Eine Umfrage bei den Bibliotheken der Bundesrepublik Deutschland ergab, daß sich in der Bayerischen Staatsbibliothek München ein Exemplar befindet; es ist sogar mit einer eigenhändigen namentlichen Widmung des Verfassers an den Junker HANSS JÖRG aus der Ulmer Familie von SCHEELER auf dem Titelblatt versehen (vgl. Abb. 5), während hier der «Abriß» fehlt, der in dem Londoner Exemplar erhalten ist.

Die meisten Veröffentlichungen zum Kometen von 1680 stammen von Geistlichen oder von theologisch argumentierenden Laien. Es sind genau bese-

hen gedruckte Predigten über den sichtbar gewordenen Zorn Gottes und dessen mutmaßliche Gründe. NISSLEN verläßt diesen Trend, obwohl geschulter und praktizierender Theologe in der Stellung eines Hofpredigers. Zwar lautet der Untertitel des *Helio-Cometes*: «Kurtz- und einfältiger Bericht / so wol von dem entsetzlichen / zu Ende deß abgewichenen 1680sten / und Anfang dieses nunmehr lauffenden 1681sten Jahrs / erschienenen Cometen; Als auch dergleichen Schein- und Strahl-Sternen insgemein / Nahmen / Wesen / Lauff / Bedeutungen etc. das wahr-scheinlichste aus verschiedenen Autoribus zusammengetragen.» (Es folgt ein lateinisches Chronostichon für 1681, das Erscheinungsjahr der Schrift.) Doch zeigt schon die Einteilung der 10 Kapitel, welche Aspekte für NISSLEN Vorrang haben. Er stellt seine Beobachtungen in physikalisch-mathematischer Hinsicht auf den Seiten 8–15 voran: «Kurtze doch eigentliche Vorstellung / wie der entsetzliche Comet so zu End deß abgewichenen 1680. als auch Anfang deß bereits lauffenden 1681. Jahrs zimliche Zeit sich sehen lassen; von mir so oft es Lufft- und Liechts halben seyn können / observiret worden.» Es folgen in diesem ersten und umfangreichsten Kapitel NISSLENS Wahrnehmungen in der Zeit vom 16. Dezember (alten, Julianischen Kalenderstils, die zweite Tagesangabe bezieht sich auf den neuen, Gregorianischen Kalender) 1680 bis zum 7. Februar 1681; nur wenige Tage sind wegen ungünstiger Luft- und Lichtverhältnisse ohne Aufzeichnung geblieben. Zur Erläuterung des «Abrisses» bemerkt NISSLEN (S. 9): «Die-weiln aber so wol dieser Comet / als auch andere dergleichen nicht irgends in der Lufft an einem Ort ohnbeweglich stehen geblieben / auch nicht in ungewissem Stand von der Lufft getrieben / wie die Irrwisch hin und her vagiret / sondern so wol in dem motu communi als proprio, in der allgemeinen Himmel- und Stern- als auch seiner eigenen Bewegung / gewisse Ordnung gehalten / als wird nicht undienlich seyn; wie derselbigen Theils nach dem Astronomischen Qvadranten, als auch Planiglobio Habrecht-Sturmiano von einer Nacht-Zeit zur andern observiret zu beschreiben; da dann zu mehrerm Liecht / ein Astronomischer Abriß / und zwar nicht wie auf dem Globo coelesti, als in convexo, und also die Himmels-Zeichen umgekehret; sondern als in concavo, und wie sie an dem Himmel uns zu sehen seyn / abgebildet worden.»

Die Überschriften der übrigen Kapitel lauten: «Von den Cometen ins-gemein» (S. 15), «Woher der Comet seinen Nahmen habe?» (S. 16), «Von der Substanz und Wesen deß Cometen / was sie eigentlich seyen?» (S. 18), «Von Grösse und äusserlicher Ge-



Abb. 4: Titelkupfer zum «Helio-Cometes», unsigniert (wohl vom selben Stecher wie der Kupfertitel und der «Abriß»: G. J. SCHNEIDER). Das Kupfer des Einblatt-drucks ist hier in seiner rechten Hälfte nachgestochen, wobei die «verhockten» Häuser in der Bildmitte merkwürdig an MÖRIKES Bleistiftskizze von Cleversulzbach erinnern, der Hauptwirkungsstätte eines anderen schwäbischen Pfarrer-Dichters (vgl. M. KOSCHLIG, MÖRIKE in seiner Welt, 1954, S. 79). – Das obere Spruchband gemahnt an eine Schrift von CHRIST. THEOPHILUS BARTHOLINUS: «Cometen / Propheten» (1665 bei W. E. FELSSECKER in Nürnberg gedruckt), zu welcher SIGMUND VON BIRKEN den Titel erfunden hatte. Das untere Spruchband bringt ein Zitat aus JACOB MILICHS Kommentar zu Buch II, Kap. 25, De Historia Mundi von PLINIUS und besagt: Aufgrund der übereinstimmenden Meinung aller Jahrhunderte ist verbürgt, daß Kometen Wunderzeichen sind. Dasselbe Zitat prangt über dem Text des Einblatt-drucks.

stalt der Cometen» (S. 25), «Von dem Lauff deß Cometen» (S. 26), «Von Würckung oder Bedeutung der Cometen» (S. 28), «Daß Cometen ihre Bedeutung haben» (S. 34), «Was die Cometen bedeuten» (S. 38), «Wem der Comet was bedeute?» (S. 39–44). Nur in den letzten vier Kapiteln geht er auf die den Kometen beigemessene «Bedeutung» ein, jedoch in Auseinandersetzung mit den von ihm angezogenen, namentlich genannten Autoren, in keinem Falle unkritisch sie einfach nachbetend, wie es im

17. Jahrhundert die Regel war. So meint er z. B. (S. 23), daß «auch die allergelehrteste Mathematici und Astronomi viel eher sagen können / was der Himmel oder Firmament / und die Sterne nicht seyn / als was sie seyn». An einer anderen Stelle (S. 27) bezeichnet NISSLEN es als «Absurdität», «daß Cometen sollen vapores, angezündete oder doch leuchtende Dünste / Dämpffe der Erden seyn»: «Wie dann unser Comet mit all seinen Eigenschafften / diese Meinung gantz über einen Hauffen wirfft / als welcher nach solchen Observationibus durch das Zeichen der Jungfrau / Waag / Scorpion, Schützen / Steinbock / Wassermann / Fisch / Wider und Stier (allwo er uns unsichtbar worden) gewandert.» Das für ihn noch Unerforschliche läßt der christliche Naturbeobachter NISSLEN offen: «Wo aber unser Comet nunmehr hingekommen / und

Abb. 5: Titelblatt zum «Helio-Cometes», 1681 (als Chronostichon). Die eigenhändige Widmung des Verfassers (rechts unten) lautet: «Junckh[errn]. Hanß Jörg Scheeler zu groß[günstigen]. handen.» Exemplar: Bayerische Staatsbibliothek München. – Der einer alten adeligen Ulmer Familie entstammende JOHANN GEORG SCHEELER (27. Februar 1667 – 4. Oktober 1708) war später Kaufmann in Ulm, 1702 Senator, starb als Zeugherr; vgl. WEYERMANN II, S. 466.

TOBIÆ NISSENI
HELIO-COMETES.

Oder
kurz- und einfältiger Bericht / so wol von dem entseßlichen / zu Ende deß abgewichenen 1680sten / und Anfang dieses nunmehr lauffenden 1681sten Jahrs / erschiene- nen Cometen;

Als auch dergleichen Schein- und Strahl- Sternen insgemein / Nahmen, Wesen / Lauff / Bedeutungen u. das wahr- scheinlichste aus verschiedenen Autoribus zusammen getragen.

Im Jahr Christi.

Non frVstra apparet, LVXItqve CoMeta VerenDVs.



Nürnberg /

Gedruckt bey Johann Jonathan Felssecker.

Junckh[errn]. Hanß Jörg Scheeler zu groß[günstigen]. handen.

seinen Lauff genommen / das müssen wir dem grossen Stern-HERRN heimgestellt seyn lassen; und wird sich niemand da / was gewisses zu wissen / rühmen därfen.»

In dem Kapitel «Von Würckung oder Bedeutung der Cometen» lehnt NISSLEN die Astrologie energisch ab. Nicht nur, weil die «vermessene Astrologi von dem Heydenthum participiren». Er sagt ungeschminkt, «daß solche Astrologi viel zu weit gehen / indeme sie alle Ihre Profezeiung auf falsche hypothesen, selbst-erdichtete und weder im Himmel noch auf Erden sich befindende Fundamenta setzen / so nicht allein von Theologis, sondern auch berühmten Mathematicis iederzeit verworffen und vor eine von den grössesten Thorheiten gehalten worden. Daher der seel. Luth[er]us. geschrieben: Die Astrologia sey kein Kunst / weiln sie keine Fundamenta habe.» Es ist ihm ein wichtiges Anliegen, darzutun, «daß also der Astrologorum principia nach augenscheinlicher Erweisung gantz falsch» und daß «nichts ungereimters könnte gehöret werden» (S. 32).

Doch ist für den Theologen nicht zu zweifeln, «daß nun auch unser Comet seine gewisse / ob wol der Zeit uns ohnbekante Bedeutung habe» (S. 37). Freilich antwortet er auf die Frage, was die Kometen bedeuten (S. 38): «EJgentlich von der Sach zu reden / ist hierauf bald geantwortet / wann man nach Wahrheit reden will: Ich weiß nicht.» Gott ist nämlich «an den Effect und Erfolg seiner Zeichen nicht gebunden». Gott würde hundertmal eher einen Kometen «vergeblich scheinen lassen / oder ohne Erfolg der Straff und Plagen; als daß er die Ernstlich-bußfertige und Reuende verderben solte» (S. 38).

Worin der Pfarrer NISSLEN die Warnung Gottes in dem «entsetzlichen» Kometen erblickt, hat er schließlich am Ende seiner Schrift zusammengefaßt (S. 42 f.): «Nach meinem geringen / doch bestgemeinten Raht und Meinung / soll einen jeden beduncken / er sey insonderheit gemeinet; Er sey gewarnet; Er sey zur Busse beruffen; Und soll also ein jeglicher auf sich und nicht auf einen andern; Ein jegliches Land auf sich / und nicht auf ein anders; ein jegliche Stadt auf sich / und nicht auf eine andere / ein jeglicher Ort / ein jeglicher Mensch auf sich / und nicht auf einen andern sehen; so möchts endlichen noch wohl / und besser / als wir meinen / abgehen: Last uns Wohl- und Gutes thun / und doch übel darbey fürchten.» So kommt er zum Ergebnis: «Worzu dann auch ein rechtschaffenes Kind GOTTes keines Cometen bedürfftig» (S. 43). Die «wahre Gottseeligkeit» hat es nicht nötig, «allezeit auf einen Cometen (zu) warten»!

NISSLEN hat angesichts des Kometen der Jahres-

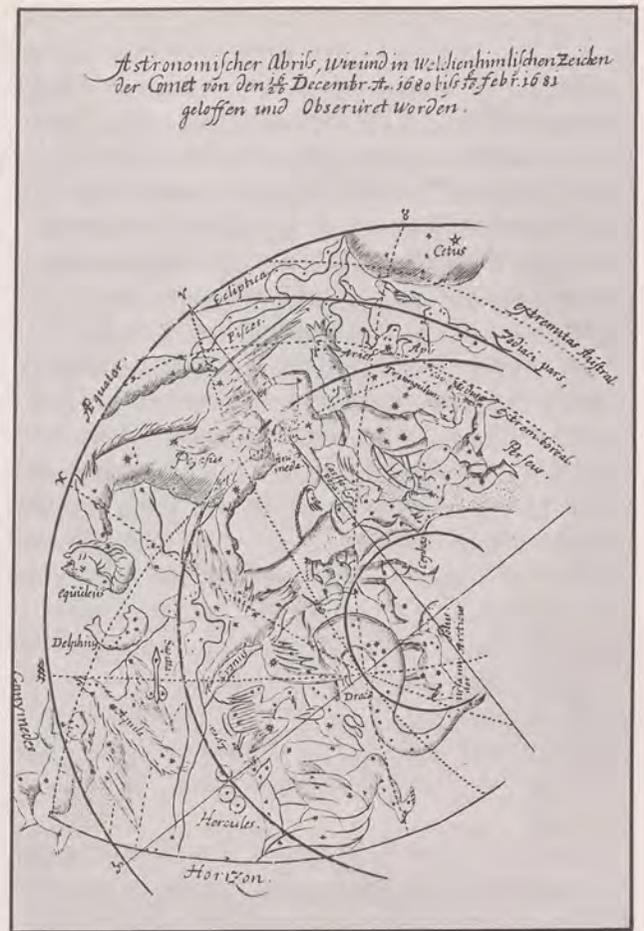


Abb. 6: «Astronomischer Abriss, wie und in welchen himmlischen Zeichen der Comet . . . geloffen und Observiret worden.» Wie die Überschrift, so dürfte auch die Zeichnung zu dem in Kupfer gestochenen Abriss von NISSLENS Hand herrühren. Dieser hat sich der entsprechenden Himmelskarte aus einem HABRECHTSCHEN Globus Astronomicus (von 1624?) als Vorlage bedient, wie die Sternbildfiguren und deren Benennung (z. B. Equuleus als übereinstimmende Abweichung gegenüber dem üblichen Equus minor) erkennen lassen. In das dort vorgefundene Schema der Darstellung wird er seine Aufzeichnungen zunächst eingetragen haben. Der Abriss vom Lauf des Helio-Cometes ist nur im Exemplar des Britischen Museums London erhalten, in welchem er nach Seite 8 des Textes gefaltet eingeklebt ist. Der nicht genannte Stecher war vermutlich G. J. SCHNEIDER, worauf u. a. die Ähnlichkeiten in der Kursivschrift mit dem gesicherten Kupfertitel (und dem Titelkupfer) hindeuten. Als Mann der Praxis legte NISSLEN, wie er in seiner Erläuterung (S. 9) zu dem Astronomischen Abriss ausdrücklich vermerkt, besonderen Wert darauf, daß dieser »nicht wie auf dem Globo coelesti, als in convexo, und also die Himmels-Zeichen umgekehret; sondern als in concavo, und wie sie an dem Himmel uns zu sehen seyn / abgebildet worden».

wende 1680/81 sich nicht gescheut, in seinem Helio-Cometes sich dazu zu bekennen, daß er als «ein guter Linguist und Mathematicus», der «auch in aller-

hand Mathematischen curiositeten seine sonderbare delectation» hat – wie ihm wiederholt in den kirchlichen Visitationsberichten durch das Konsistorium in Stuttgart bescheinigt wird –, neue Prioritäten zu setzen für dringend nötig hielt. Ihm ist der Komet in erster Linie ein naturwissenschaftlich zu ergründendes Phänomen, dem der Theologe den durch jahrhundertelangen Aberglauben anhaftenden, aus der Stellung seines Schweifes oder aus der Richtung seines Laufes abgeleiteten Droh-Charakter zu nehmen sucht, indem er die Astrologen als «Lügen-Propheten» entlarvt und entthront. Daran ändert auch das Spruchband mit der Aufschrift «Cometen sind Profeten» (vgl. Abb. 4) nichts, das gar nicht von NISSLEN konzipiert ist. Der Vater des Nürnberger Druckers, WOLF EBERHARD FELSECKER, hatte im Jahre 1665 nämlich eine Schrift mit dem Titel «Cometen / Propheten» von CHRISTIANUS THEOPHILUS BARTHOLINUS verlegt. Dieser Titel aber war von SIGMUND VON BIRKEN für FELSECKER, an dessen Kalendern er damals mitarbeitete, erfunden worden (vgl. Die Tagebücher des S. v. BIRKEN, bearb. v. JOACHIM KRÖLL, Teil 1, 1971, S. 159 Anm. 42).

Erweist sich NISSLEN in seiner Grundhaltung des beobachtenden und die so gewonnenen Fakten und Zahlen in ein Ordnungssystem zusammenfügenden Naturforschers als ein früher Vertreter der Aufklärung, die schließlich NEWTON zu einem besseren optischen Instrumentarium (z. B. dem Spiegeloktanten von 1725) und dadurch zu seinen Resultaten verhalf, so ist er in seinem Ahnungsvermögen als Dichter nicht nur dem Engländer, sondern auch seinen engeren Landsleuten, dem Schneider von Ulm und dem gebürtigen Ulmer ALBERT EINSTEIN, um Jahrhunderte voraus. Er hat den Stil des nüchtern Berichtenden im *Helio-Cometes* nur selten aufgegeben. Wo er aber in den rhetorisch bestimmten, der höfisch-gerichteten «Wohlanständigkeit» verpflichteten Passagen zu barockem Sprechen Gelegenheit findet, da greift er zu.

Schon der Anfang des Einblattdruckes enthält Elemente dieser Art: «NACH dem in dem Monat Decembri ein Zeitlang / so wol Tags / als Nachts / die Lufft trüb und wolckicht gewesen / hat selbige sich den 16. 26. gegen Abend anfahren aufzuhellen / daß sich das Gewülck nah und nah[!] von Osten / gen Westen gewaltzet / nicht anderst als ein Vorhang auf einem Theatro weggezogen wird; Darmit was der Allerhöchste in der Lufft uns wolte weisen / auch möchte gesehen werden.» Die dieser entsprechende Stelle im *Helio-Cometes* lautet (S. 9 f.): «So war nun der obgedachte 16. Tag Dec. meistens gewölcket / gegen Abend aber / hat ein scharffer Ost-wind / das Ge-

wölcke gegen Westen starck zusammen getrieben / und also gleichsam der grosse Wunder-GOTT seinen Wolcken- und Lufft-Vorhang weggezogen / auf und an der himmlischen Schaubühne eine sonderbahre praesentation vorzustellen.»

Am eindrucklichsten tritt die Neigung NISSLENS zu erhabener Sprache in der Widmungsvorrede zum *Helio-Cometes* hervor, die an Herzog FRIEDRICH FERDINAND von WÜRTTEMBERG-WEILTINGEN gerichtet ist, seinen einstigen Zögling, nunmehrigen Regenten und Dienstherrn. Er unterzeichnet als des Fürsten «Gebet-getreuster Pfarrherr und Beicht-Vatter auch unterthänigster Diener Tobias Nisslenus.» Aus der vier Seiten langen Zuschrift (S. 3–6), auf die noch eine Vorrede «An den verständig-wolgeneigten Leser» (S. 7/8) folgt, sei hier – unter Weglassung der einleitenden Betrachtung über die «gen Himmel» aufgerichtete Haltung des Menschen und der Höflichkeitsformeln am Schluß – das Kernstück mitgeteilt. Es enthält wichtige, die Rolle des Pfarrherrn am Weiltinger Hofe beleuchtende Schlaglichter, die angesichts der Bruchstückhaftigkeit biographischer und werkgeschichtlicher Unterlagen bei diesem im Verborgenen wirkenden und Jahrhunderte hindurch unerkannt gebliebenen Dichter uns doppelt willkommen sind. Er sagt (S. 4; Kursivhervorhebung von mir):

«Denn weiln die ohnvernünfftige Thiere / wegen deß Verstands / sich hierum [ohngewöhnliche Dinge in der Lufft oder an dem Firmament] nichts bekümmern / soll billich der / von dem göttlichen Ebenbild noch etwas in und bey sich tragende Mensch / seine Vernunfft hierinn gebrauchen; und sich als ein rechtschaffen Welt-Bürger erweisen; der darum da / die grosse Wercke seines Schöpfers zu betrachten / aus denselben / und an denselben ihne zu loben / was zu seinen Nutzen dienen kan / gebrauchen / und mit einem Wort / sich hierinn also zu erzeigen / daß man sehe; er ein vernünfftiger Mensch / und keine Bestia seye. Noch näher aber der Sach zu kommen / so haben wir bißhero dieses wol in acht zu nehmen gehabt; weiln der grosse GOTT fast zu End deß nunmehr abgelebten Jahrs / uns eine überaus grosse Himmels-Fackel / erstlich von ferne gewiesen / nachgehends ie länger ie mehr und näher über die Köpffe geführet / nemlich einen ohngewöhnlich-grossen Cometen oder Schein-Stern; welcher ohngezweifelt in so langer Zeit und vielen / hierzu dienlichen gantz heitern Nächten von männiglich / Alt- und Jungen / wird zum öfftern gesehen / und noch in frischem Angedencken seyn. Allweilen aber über dergleichen ohngewöhnliche Dinge / sonderlich bey gemeinen / oder auch in dem Studio Astronomico oder

Exempel dero weyland Durchläuchtigsten / nunmehr unter den seeligen / triumphirenden Herrn Vatters / als meines weyland gnädigsten Fürsten und Herrns / wie auch dero noch lebenden Durchläuchtigsten Fr. Mutter / als meiner gnädigsten Fürstin und Frauen: mit und den Meinigen / vielfältig bewiesenen Hoch-Fürstl. Gnaden; Wort mit Eu. Hoch-Fürstl. Durchl. genugsam bezeugen / daß sie die / in dero Minderjährigkeit von Anno 1660. an / von mir als dero unvürdigen neun-jährigen Informatore, übernommene und angewandte inspections- und Informations- Sorgen und Bedienungen noch nicht vergessen; So allen dergleichen hoher Jugend / vorgefetzten Hofmeistern / Inspectoribus und Praeceptoribus, die allerliebsten und angenehmste Vergeltung; gleichwie auch meines Erachtens solch öffentlicher Ruhm und Gezeugniß / gegen hohe Persohnen von geringen / die beste Danck-Erweisung ist.

Neben diesem hat mich hierzu angefrischet / daß Eu. Hochfl. Durchl. nicht nur bey erster Erblickung dieses Cometen mich gnädigst zu sich beruffen / und meine Meinung anzuhören belieben lassen; sondern auch selbst ohnerachtet der grausamen Kälte / so wol auf dem Astronomico Globo, als Quadrante, observations genommene und bißhero von dieses Schein-Sterns / Lauff / Ordnung und andern Eigenschafften fleissigste Nachfrag gehalten; Anderer vielfältiger Gnaden-Bezeugungen / so bißher von Eu. Hochfl. Durchl. ich und die Meinige genossen / auch zuversichtlich künfftig zugenießen Hoffnung haben / zu übergehen.

Werden also Eu. Hochfl. Durchl. hoffentlich nicht in Ungnaden diese Zueignung aufnehmen. Ist das concept schlecht / wenig und gering; so ist die Materia desto herrlicher und edler / deren sich niemand zu schämen / ja ein solch Studium, welches hohen Personen rühmlich anstehet. Hohe Leute tractiren auch billich hohe Sachen. Ist es nicht eine hohe und angenehme Betrachtung / diese grosse himmlische machinas, diese so schnell-lauffende ohnglaublich-grosse orbes, genau besehen? Solte sich wol ein Mensch auf dieser Welt etwas herrlicheres wünschen können / als nur einen Tag an dem Firmament unter den schönen Stern- und Gestirn herum zu spazieren / und wo es möglich wäre also eine gewisse Wissenschaft hiervon einzunehmen? Haben nicht dannenhero mehrmal die gröste Monarchen ihre höch-
H iij sie Lust

land gnädigsten Fürsten und Herrns / wie auch dero noch lebenden Durchlauchtigsten Fr. Mutter [JULIANE, sie führte die Regentschaft bis Mai 1680] / als meiner gnädigsten Fürstin und Frauen: mir und den Meinigen / vielfältig bewiesenen Hoch-Fürstl. Gnaden; Wort mit Eu. Hoch-Fürstl. Durchl. genugsam bezeugen / daß sie die / in dero Minderjährigkeit von Anno 1660. an / von mir als dero unwürdigen neun-jährigen Informatore, übernommene und angewandte inspections- und Informations-Sorgen und Bedienungen noch nicht vergessen; So allen dergleichen hoher Jugend / vorgesetzten Hofmeistern / Inspectoribus und Praeceptoribus, die allerliebsten und angenehmste Vergeltung; gleichwie auch meines Erachtens solch öffentlicher Ruhm und Gezeugniß / gegen hohe Persohnen von geringen / die beste Danck-Erweisung ist.

Neben diesem hat mich hierzu angefrischet / daß Eu. Hochfl. Durchl. nicht nur bey erster Erblickung dieses Cometen mich gnädigst zu sich beruffen / und meine Meinung anzuhören belieben lassen; sondern auch selbst ohnerachtet der grausamen Kälte / so wol auf dem Astronomico Globo, als Quadrante, observations genommen / und bißhero von dieses Schein-Sterns / Lauff / Ordnung und andern Eigenschafften fleissigste Nachfrag gehalten; Anderer vielfältiger Gnaden-Bezeugungen / so bißher von Eu. Hochfl. Durchl. ich und die Meinige genossen / auch zuversichtlich künfftig zugenießen Hoffnung haben / zu übergehen.

Werden also Eu. Hochfl. Durchl. hoffentlich nicht in Ungnaden diese Zueignung aufnehmen. Ist das concept schlecht / wenig und gering; so ist die Materia desto herrlicher und edler / deren sich niemand zu schämen / ja ein solch Studium, welches hohen Personen rühmlich anstehet. Hohe Leute tractiren auch billich hohe Sachen. Ist es nicht eine hohe und angenehme Betrachtung / diese grosse himmlische machinas, diese so schnell-lauffende ohnglaublich-grosse orbes, genau besehen? Solte sich wol ein Mensch auf dieser Welt etwas herrlicheres wünschen können / als nur einen Tag an dem Firmament unter den schönen Stern- und Gestirn herum zu spazieren / und wo es möglich wäre also eine gewisse Wissenschaft hiervon einzunehmen? Haben nicht dannenhero mehrmal die gröste Monarchen ihre höch-[6]ste Lust hierinnen gesucht? Wir lassen den Chaldern, Babyloniern / Persen / und sonderlich heutigen Tzinesen ihre Könige / in dem wir dergleichen Exempel selbst vorweisen können: Vieler anderer zugeschweigen / soll genug seyn / daß niemal genug belobten / fast in allen Scientiis ohnvergleichlich gelehrten / und dannenher allen Gelehrten best-affectionirten Röm. Kaisers Rudolphi II.

Abb. 7: Aus NISSELENS Widmungsvorrede zu seinem «Helio-Cometes»: unten die Stelle über den – um drei Jahrhunderte antizipierten – Weltraumspaziergang. Nach dem Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München.

Stern-Wissenschaft ohn-bewanderten / vielerley / auch seltsame Judicia fallen; so / daß man bald mit Democrito sich deß Lachens / bald mit Heraclito deß Weinens nicht wol enthalten kan. Als habe meine wenige / [so viel obliegender Ampts-Geschafften / Zeit / und bey Handen habenden Astronomischen Instrumenten halber geschehen können] von diesem Cometen genommene Observations; wie auch was von solchen Schein- und Strahl-Sternen insgemein am wahr-scheinlichsten zu halten / zu glauben / und anzunehmen / in möglichster Kürtze und best-gemeinter Einfalt hierinn zusammen fassen wollen. Daß aber Eu. Hoch-Fürstl. Durchl. / diese geringe Arbeit zueigne / geschihet aus unterthänigster Schuldigkeit zu öffentlichem danckbaren Gezeugniß deren bißhero / nach dem Fürst-rühmlichen [5] Exempel dero weyland Durchläuchtigsten / nunmehr unter den seeligen / triumphirenden Herrn Vatters [MANFRED † 1662] / als meines wey-

der auch in Studio Astronomico, als Mathesi nicht viel seines gleichen gehabt / darvon die noch vor Augen liegende Tabulae Rudolphianae, wobey die zwey ohnvergleichlich-gelehrte Astronomi, Tycho und Keplerus das ihrige herrlich gethan / Zeugniß genug geben können. Aus welchem wenig eingeführten / in nochmahlig-getroster Zuversicht stehe / E.Hochfl.Durchl. in allen Hochfürstl.Gnaden dieses aufnehmen werden.» (Vgl. Abb. 7.)

NISSLER besaß also einen Globus Astronomicus und einen Quadranten, um seine Messungen vorzunehmen; ein Fernrohr oder einen Tubus, wie man damals sagte, scheint er nicht gehabt zu haben. Wörtlich zu nehmen ist wohl auch die Mitteilung über «die noch vor Augen liegende Tabulae Rudolphianae» (so statt «Rudolphinae» im Titel des Tabellenwerkes), die 1627 zu Ulm gedruckten Aufzeichnungen der Planetenbewegungen von JOHANNES KEPLER Kaiser RUDOLF II. († 1612), seinem einstigen Dienstherrn, zu Ehren so benannt. NISSELER spricht hier vermutlich von dem Exemplar, das er in seiner eigenen, wie BÜRER zu berichten weiß, beachtlichen Bibliothek besessen haben wird. Natürlich hatte er auch Zugang zur Fürstlichen Bibliothek auf dem Schlosse zu Weiltingen (Abb. 8), dessen «Bücher-Gemach» er, als «De La Grise» getarnt, im I. Teil des Romans «Liebes-Kampf» (1679) zum heimlichen Treffpunkt der beiden Liebenden gemacht hat.

Der heutige Leser fragt sich: Warum läßt beim Erscheinen eines Kometen im Jahre 1680 ein Fürst seinen Pfarrer kommen? Weil er von dem Astronomen eine Antwort haben wollte auf die Frage: Was steht uns bevor, und was können wir tun, um Unheil abzuwehren? Eine Stelle im *Helio-Cometes* (S. 43) beleuchtet auch diese Situation: «Anfangs zwar / da dieses Portentum sich erschrecklich erwies; waren viel Hertzen verzagt / viel Gewissen gerühret / viel Gemüther umgewandt / viel Seelen auf einem guten Weg der Besserung.» Und er zitiert aus dem «Eitelkeits-Calender» des Aletophilus auf 1670, wie es mit der «grossen Finsterniß / Anno 1654» abgelaufen sei. Damals seien «die Leut in solche Forcht gerahten / daß sie nicht allein mit Theriac, wegen beförchtendes Giftes sich versehen; an etlichen Orten die Brunnen / Camin / Fenster / Löcher / Ritz / zu gedecket etc. sondern auch die Leute den Sonntag vorher / viel 1000. weiß zum H. Abendmahl gegangen / und als auf den hereinbrechenden Jüngsten Tage sich bereitet haben; also daß / wann alle Geistliche / alle Weissagung- und Trohungen Gottes wider die Sünd aus H. Schrift zusammen gelesen / und sich halb tod darüber geschrieben hätten / so ist gewiß / daß sie nimmermehr so viel würden

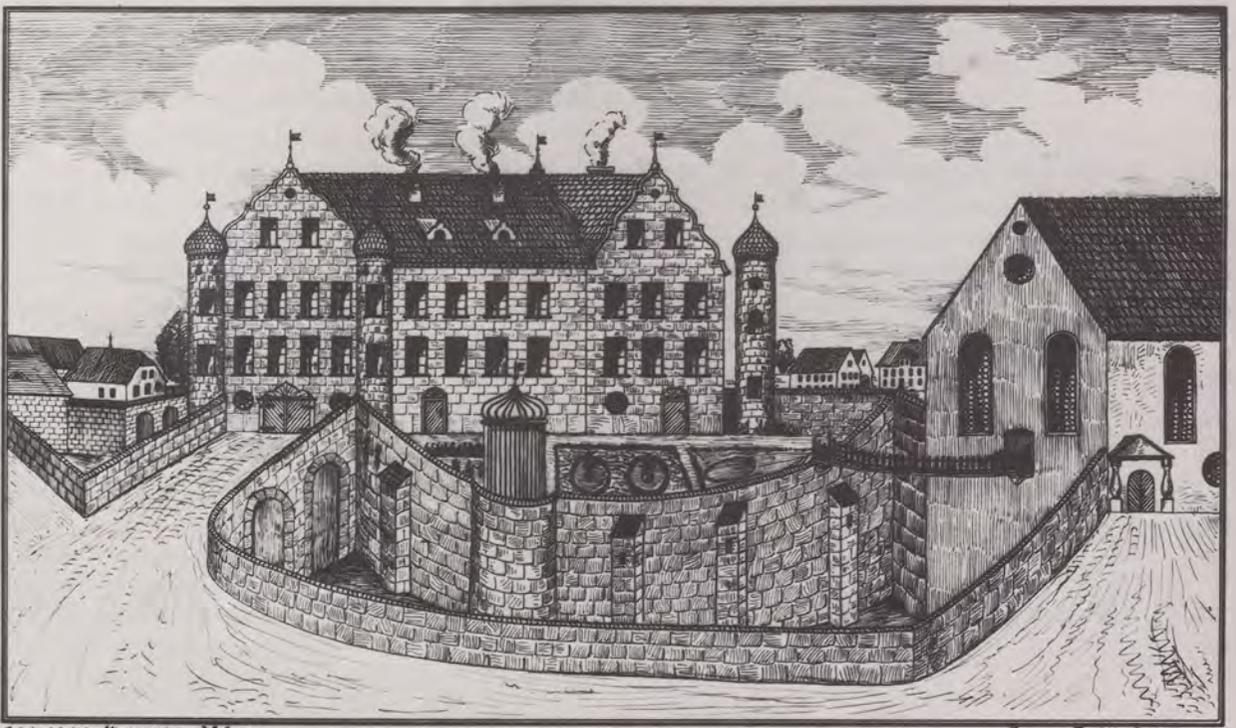
ausgerichtet haben / als derselbige Lügen-Prophet (nemblich der Astrologus, von welchem er vorher geredet). . .» Der Theriak oder Dreiaker war laut GRIMMS Deutschem Wörterbuch (Bd. 2, 1860, Sp. 1373) «ein aus gepulverten Pflanzenteilen mit Honig zu einer Latwerge verdicktes Arzneimittel» gegen Infektion, insbesondere gegen die Pest.

Um so erstaunlicher und bei diesen surroundings (vgl. die satirische Darstellung in Abb. 1) respektgebietender ist die Vision des Menschen als «Welt-Bürgers», wobei «Welt» nicht im Sinne von *terra*, sondern aus dem Kontext durchaus als *mundus*, als *die kosmische Welt* zu verstehen ist – und der Traum, «einen Tag an dem Firmament . . . herum zu spazieren», ja mehr als das: «also eine gewisse Wissenschaft hiervon einzunehmen»! Dies, die Weltraumfahrt nicht nur, sondern den Weltraumspaziergang als das denkbar größte Schöpfungserlebnis und als eine Möglichkeit, dem Menschen ungeahnte wissenschaftliche Erkenntnisse zu verschaffen, hat der schwäbische Pfarrer TOBIAS NISSELER als Naturbeobachter 1681 herbeigesehnt und als Dichter in Worte zu fassen vermocht, die in unseren Tagen zur Wirklichkeit geworden sind. Dem *Helio-Cometes* und seinem Verfasser gebührt ein Platz in der Geschichte der Raumfahrt, doch nicht minder in der Sprachgeschichte, die seit ERASMUS von Rotterdam bis zu KANT und GOETHE nur den politisch-globalen Kosmopoliten und nicht den «Welt-Bürger» als den im Weltall wandelnden, ja heimisch gewordenen Menschen kennt.

Einige Bemerkungen zum Schluß werden die vorgestellte Kometenschrift noch gewichtiger erscheinen lassen.

Zum Begriff *Weltbürger* in der deutschen Sprachgeschichte: In GRIMMS Deutschem Wörterbuch, Bd. 14 (1955) Sp. 1556–59 findet man Belegstellen für die Bedeutung *Kosmopolit* (im 17. Jh. nur vereinzelt, erst im 18. Jh., vom französischen *cosmopolite* beflügelt, als Schlagwort der Aufklärungszeit geläufig geworden) und für die Bedeutung *Erdenbürger* (allgemein für den Menschen als Bewohner dieser Erde). Für allorts heimische *Welt-Körper* ist (Sp. 1588: 1c) eine Stelle aus FR. TH. v. SCHUBERT, *Vermischte Schriften* (1823) 4, 141, zitiert: «Immerhin mögen sich unzählige Welt-Körper in Hyperbeln bewegen; aber solche sind keine Bürger unsers Staats, sie sind allgemeine Welt-Bürger, die alle Sonnen-Systeme der Milch-Strasse durchlaufen». Im Sinne von «Bürger der kosmischen Welt, des Universums» begegnet der Mensch bei GRIMM in keinem Beleg!

Zum astronomischen Instrumentarium: NISSELER hat «so wol auf dem Astronomico Globo, als Qua-



Original bei dem Kirchenrat in Weiltingen.

Copiert. Gottlieb Schwarz. 1904.

Schloß in Weiltingen.

Abb. 8: Das Schloß in Weiltingen. Federzeichnung (40x23 cm) von GOTTLIEB SCHWARZ, 1904, wohl nach einem verschollenen Stich; Bes.: Historisches Museum Dinkelsbühl. Weiltingen fiel 1810 an Bayern. Im Jahre 1814 wurde das Schloß auf Abbruch verkauft. Der Steg über den – heute noch erhaltenen – Schloß-

graben führte zum Fürstenstand an der Westseite der Pfarrkirche St. Peter. Die in der Person des Dichter-Pfarrers TOBIAS NISLEN gegebene enge Verbindung zwischen Schloß und Kirche findet in diesem waghalsigen Überbrückungsversuch ihren treffenden Ausdruck.

drante, observationes genommen» und so mit Herzog FRIEDRICH FERDINAND zusammen (Widmungsvorrede S. 5) «von dieses Schein-Sterns / Lauff / Ordnung und andern Eigenschafften fleissigste Nachfrag gehalten». Es geschah aufgrund «all-nachtlicher Observation dieses unsers Cometen». Daß er zu den «in diesem Studio wohl versirten» (S. 7) gehört, bezeugen nicht nur seine Literaturangaben, sondern der «Astronomische Abriss» (siehe Abb. 6) als zeichnerischer Gesamtbericht. In der Erläuterung zu dem Abriß benennt er den von ihm benutzten Himmelsglobus nicht, sondern nur das *Planiglobium Habrechtum-Sturmianum* (S. 9). Der Mathematiker und Physiker ISAAK II. HABRECHT (1589-1633) hat in den Jahren 1616 bis 1625 eine Anzahl Erd- und Himmelsgloben hergestellt, von denen sieben erhalten sind (vgl. O. MURIS / G. SAARMANN, *Der Globus im Wandel der Zeiten*, 1961, S. 173 f.). HABRECHT hat auch einen Traktat über Erd- und Himmelsgloben geschrieben, der 1628 in lateinischer Sprache und 1666 noch einmal in Nürnberg erschienen ist. Der Titel des von GERHARD gedruck-

ten, 1666 in Nürnberg bei FÜRST erschienenen deutschen Werkes in 4° (6 Bl., 296 S., 7 Kupfer; Exemplar: Württ. Landesbibliothek Stuttgart) lautet: «Planiglobium coeleste et terrestre. Platte Stern- und Länder-Kugel. . . jezund durch Johann Christoph Sturm. . . verteutschet, verbessert / vermehret. . .» Die Konstellation des Himmelsglobus, der mit seinen charakteristischen Sternbildern von dem Schlesier JAKOB BARTSCH (Lauban 1600 bis 1633; vgl. ADB 2, 1875, S. 112, und MAX CASPAR, *Bibliographia Kepleriana*, 1968², S. 90 bis 96), dem Schwiegersohne KEPLERS und dessen Gehilfen bei der Berechnung der Ephemeriden und Logarithmen, gezeichnet und von JAKOB VON HEYDEN in Straßburg hergestellt worden ist, war für 1675 berechnet. Daß NISLEN kein Fernrohr besaß, geht aus seinem letzten Beobachtungseintrag hervor (S. 15): «Den 7. Febr. ist der Comet wie uns beduncken / höher gestiegen / konte nicht als von guten Augen gesehen werden / nach der Zeit wegen seiner Erhöhung / ich gantz nichts vermercken konte; halte aber daß mit einem guten telescopio oder Ferngläß man selbigen

wohl länger observieren können». Ebenso S. 22: «Ohne Zweifel hat man durch gute tubos Astronomicos ihn [den Kometen] noch länger sehen können.»

Zum heutigen Stande des Raumflugs und der Welt- raumforschung hier einige Daten: Am 12. April 1961 gelang dem Russen JURI A. GAGARIN der erste bemannte Raumflug. Bei dem Fluge der russischen Dreimann-Raumkapsel «Woschod 2» am 18. März 1965 schwebte zum erstenmal ein Mensch, ALEXEJ A. LEONOW, 20 Minuten frei im Weltraum. Als Besatzungsmitglied von «Gemini 4» (USA) schwebte am 3. Juni 1965 EDWARD H. WHITE 21 Minuten frei im Raum; er benutzte eine Raketenpistole zur Fort- bewegung. Die amerikanischen Astronauten NEIL A. ARMSTRONG und EDWIN E. ALDRIN von «Apollo

Allen in den Besitzvermerken bei den Abbildungen genannten Institutionen danke ich für die Hergabe ihrer Originale. Zum ersten schwäbischen Romancier TOBIAS NISSELEN, der auch als Übersetzer AGATHUS CARION auftrat, siehe meine Unter- suchung «Wer war «DE LA GRISE»? Ein barocker Lustwandel zu TOBIAS NISSELEN, Fürstl. Württemberg-Weiltingischem Infor- mator, Pfarrherrn und Hofprediger aus Ulm (1636–1710)». In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, Jg. 32, 1973, S. 17–112.

11) betreten am 21. Juli 1969 (Landung am 20. Juli 1969) als erste Menschen den Mond, während MI- CHEL COLLINS bis zum Rückkehrmanöver auf der Mondumlaufbahn blieb. Am 8. Februar 1974 sind die amerikanischen «Skylab»-Astronauten GERALD CARR, DR. EDWARD GIBSON und WILLIAM POGUE nach einer 84tägigen Rekordreise durch das All zur Erde zurückgekehrt. «Skylab», die erste amerikani- sche Raumstation, hat der ersten Besatzung für 28 Tage, der zweiten für 59 Tage und der letzten für 84 Tage als mobile Behausung im Universum gedient. Das Weltraumlaboratorium, eines der kostspielig- sten Forschungsinstitute in der Geschichte der Menschheit, wird nun noch fünf bis acht Jahre als Geisterschiff um die Erde kreisen, bis es in der At- mosphäre verglüht.

Institutionen danke ich für die Hergabe ihrer Originale. Zum Übersetzer AGATHUS CARION auftrat, siehe meine Unter- suchung «Wer war «DE LA GRISE»? Ein barocker Lustwandel zu TOBIAS NISSELEN, Fürstl. Württemberg-Weiltingischem Infor- mator, Pfarrherrn und Hofprediger aus Ulm (1636–1710)». In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, Jg. 32, 1973, S. 17–112.

800 Jahre Waldensertum

Ernst Hirsch

Als die vorübergehend in der Schweiz unter- gebrachten waldensischen Religionsflüchtlinge um Aufnahme im Herzogtum Württemberg ansuchten, fanden sie wohl beim Herzog ein gnädiges Ohr, stießen jedoch bei den Tübinger Theologen auf Ab- lehnung. Denn nachdem diese das ihnen vorge- legte Glaubensbekenntnis der Bittsteller sorgsam examiniert hatten, kamen sie zu dem Schluß, daß es sich hier gar nicht um Waldenser, sondern ganz einfach um Calvinisten handelte. Diese Einwände waren gar nicht so unberechtigt, wie es der Pfarrer HENRI ARNAUD, der Abgesandte der Flüchtlinge, der Regierung weismachen wollte. Richtig ist, daß diese Flüchtlinge, sofern sie vom Osthang der itali- enischen Westalpen stammten, Nachfahren jener mittelalterlichen Häretiker waren, die zur Gruppe der piemontesischen bzw. savoyischen Waldenser gerechnet werden. Ebenso richtig ist es aber auch, daß diese Waldenser mit der Übernahme der Genfer Reformation Calvinisten geworden waren. Immer wieder, wenn wir in der Geschichte des Wal- densertums blättern, stoßen wir auf Ungereim- heiten und Widersprüchlichkeiten, deren Wurzeln oft genug in der Kompliziertheit der historischen Vorgänge zu suchen sind.

Ihren Ausgang genommen hat die waldensische Bewegung, deren achthundertjähriges Jubiläum überall, wo Waldenser wohnen, in diesem Jahre gefeiert wird, in Lyon, einem der bedeutendsten Handelsplätze Europas seit der Römerzeit. Im

«Chronicon Universale» des Anonymus von Laon, einem mittelalterlichen Urkundenwerk, wird be- richtet, daß im Jahre 1273 in Lyon ein Bürger WALDE- SIUS lebte, der durch Zinswucher sich großen Reich- tum erworben hatte. Als er eines Tages durch die Straßen der Stadt seinen Weg nahm, stieß er auf eine Menge, die den Worten eines Vaganten lauschte. Dieser gab die Legende von ALEXIUS, dem Sohn eines reichen Römers, zum besten, der als Bettler unerkannt im Hause seines Vaters gestorben war. Von dieser Erzählung zutiefst ergriffen, eilte er am nächsten Morgen in die Theologenschule, um zu erfahren, wie man zu Gott gelangen könne. Auf seine Frage, welcher Weg der sicherste sei, erhielt er zur Antwort das Evangeliumswort: *Wenn du voll- kommen sein willst, dann geh hin und verkauf alles, was du hast, und schenk es den Armen.*

Nach einem anderen Bericht soll der reiche Kauf- mann durch das Lesen der Heiligen Schrift zur Übernahme der freiwilligen Armut bewegt worden sein. Er scharte Gleichgesinnte um sich und predigte die apostolische Armut. Doch der Erzbischof von Lyon zeigte wenig Verständnis für diese Art laienchristlicher Betätigung und verbot WALDES das Predigen, worauf dieser die Stadt verließ. Schließ- lich kam es zum Zerwürfnis zwischen dem Papst und den Anhängern des WALDES. Sie wurden auf dem Konzil von Verona gebannt, was sie veran- laßte, im geheimen ihre Tätigkeit fortzusetzen. In der Folgezeit sind fast überall in Europa größere

anc. v. m. Justette veuve de Victor Salmon à Pinache

Ce Livre de Batême, de mariage, et des morts appartient aux Colonies vaudoises de Pinache et du Serres

1710 — 1756

Les pasteurs étaient

1. Jean Giraud 1699 — 1724
2. Simeon Straud 1724 — 1729.
3. Salmon Blanc 1730 — 1742.
4. Jacques Bucher 1742 — 1748.
5. Rudolph Stenpler 1748 — 1752. *Pst. Vic. Henri Blouant (Turinois)*
6. Jean Jacques Stambucher — 1752/53. — 1753 — 1754.
7. Etienne Dejean 1756 — 1764. — — — F. Wolf, Pst. à Wourmburg.
- 8) Jean Rodolph Vitz 1765 — 1777.
- 9) Jean Gaspard Furruch 1777 — 1790.
- 10) Jean Frederic Montoux 1790 — 1810.
H. Euler Pst. Vic. à Wourmburg
1810 — 1819.
- 11) Jean Henri Frederic
Charles Kolly 1819 — 1840.
Eparochialrat Stambucher
- 12) Carl Ludwig Gieseler Pst. Officier
1841 — 1848.
- 13) Karl Prager 1849 — 1856.
1856 — 57 *amb. v. m. v. m.*
- 14) Carl August Kindig Pfarrer 1859 — 67
- 15) Christoph Gammil Pfarrer 1868 — 71
- 16) Edward Hoffert 1871 — 77.
17. *amb. v. m. v. m.* Gualan 1877 — 1888.
18. Gottwin Adolf Meinhart 1888 — 1901

und kleinere Gruppen von Waldensern anzutreffen, die sich zu religiösen Genossenschaften zusammenschließen. Diese Häretiker verwarfen Eid

und Kriegsdienst und erkannten nur drei Sakramente an. Schließlich nahm ihre Ausbreitung einen derartigen Umfang an, daß die Inquisition sich ge-

zwungen sah, gegen sie Maßnahmen zu ergreifen. So verschwanden im Laufe der Zeit die meisten waldensischen Genossenschaften. Am Vorabend der Reformation finden wir in Frankreich und in Oberitalien nur noch drei große Gruppen vor: die piemontesischen, die delphinatischen und die provenzalischen Waldenser.

Als die Kunde von der Reformation LUTHERS in die Täler Piemonts drang, wurde sofort eine Synode in Laux im oberen Chisonetale einberufen und zwei Abgesandte nach Deutschland delegiert, die denn auch die Schriften LUTHERS in die Täler mitbrachten. Nach einigem Hin und Her kam es dann im Jahre 1532 zur historischen Synode von Chanforan

im Angrognatale, auf der die Einführung der Genfer Reformation beschlossen wurde. JEAN PIERRE OLIVETAN, ein Verwandter CALVINS, der ebenfalls an der Synode teilnahm, wurde beauftragt, für die Waldenser eine französische Bibelübersetzung anzufertigen.

In Chanforan hatten sich einige Barben, d. i. Geistliche, gegen die Annahme der Lehre CALVINS ausgesprochen, da sie den Ausbruch neuer Verfolgungen befürchteten. Die Aktionen der Feinde der Reformation sollten denn auch nicht lange auf sich warten lassen. Noch im 16. Jahrhundert wurde in der Provence und im Dauphiné das (reformierte) Waldensertum ausgelöscht, und den piemontesi-

No 1
Registre

du Consistoire de la Colonie Vaudoise de
Neuchâtel, dans le Duché de
Wurtemberg; touchant les mariages, les
baptêmes, et Les mortuaires depuis le
premier jour de Septembre 1700, que
les Vaudois ont été établis icy, 1757

Le troisieme jour de Septembre 1719,
qui étoit le premier dimanche du dit mois,
et jour de la sainte Communion, Monsieur
Abel Gonçal, pasteur du Lieu, a fait la
dédicace de notre temple

schen Glaubensgenossen wäre das gleiche Schicksal beschert worden, hätte sich ihr Landesherr, Herzog KARL III. von Savoyen, nicht in einer fatalen Lage befunden. Im Jahre 1536 besetzten die Franzosen den größten Teil der savoyischen Lande, während die Eidgenossen ihm das Waadtland entrißen. In den unter französischer Verwaltung stehenden Gebieten, in denen auch die Waldenser wohnten, konnten diese schalten und walten, wie es ihnen beliebt. Sie genossen völlige Gewissensfreiheit, und niemand fiel es ein, sie daran zu hindern, ihre ersten Gotteshäuser zu erstellen. Als es dann aber zwischen Frankreich und Savoyen zum Friedensschluß von Cateau-Cambrésis (1559) kam, verpflichteten sich beide Parteien, den Protestantismus in ihren Ländern auszurotten. Von jetzt an reißen Verfolgungen und Plackereien aller Art nicht mehr ab. Sie reichen vom Krieg des Comte de la Trinité über das Regiment des Obersten CASTROCARO bis zu den Piemontesischen Ostern. Trotz aller Verluste und Mißerfolge, die im wesentlichen durch ihre zahlenmäßige Unterlegenheit bedingt waren, gelang es den Waldensern, ihre Stellungen zu halten.

Die härtesten Prüfungen jedoch standen den Waldensern bevor, als LUDWIG XIV. im Jahre 1685 das von König HEINRICH IV. im Jahre 1598 erlassene Edikt von Nantes widerrief, das den Hugenotten nicht nur Religionsfreiheit und den Besitz von Kirchen bestätigte, sondern auch Anteil an öffentlichen Lehranstalten und Zutritt zu allen Ämtern einräumte. Unter Gewaltandrohung bedrängte LUDWIG XIV. den jungen Savoyenherzog, gegen die Waldenser ähnliche Maßnahmen zu ergreifen, wie er sie gegen die Hugenotten dekretiert hatte. Der Savoyer mußte sich wohl oder übel dem Willen seines übermächtigen Nachbarn fügen. So erließ er im Jahre 1686 ein Edikt, das den reformierten Gottesdienst abschaffte, die Zerstörung der Gotteshäuser anordnete und die Geistlichen und Lehrer vor die Wahl stellte, entweder abzuschwören oder das Land zu verlassen. Diese Maßnahme führte zum offenen Aufruhr der waldensischen Untertanen, der mit der Ausweisung, dem ersten Exil, sämtlicher Waldenser endete. Der Ausgewiesenen nahm sich zunächst die Schweiz an, wo sie auf verschiedene Kantone verteilt wurden. Während die meisten Flüchtlinge in den ihnen zugewiesenen Kantonen verblieben, versuchten einige Gruppen, auf der Suche nach einer neuen Heimat, in den protestantischen Ländern Deutschlands ihr Glück. Unter der Führung des Pfarrers HENRI ARNAUD gelang es den in der Schweiz Verbliebenen, mit Waffengewalt die Heimkehr in die Täler zu erzwingen. Infolge der

ihnen günstigen politischen Lage konnten sie ihre alten Wohnstätten wieder in Besitz nehmen und ihre religiösen Einrichtungen neu aufbauen.

Von langem Bestand war der Friede allerdings nicht. In einer Geheimklausel des Friedensvertrages von Rijswijk (1697) mußte sich Herzog VIKTOR AMADEUS II. von Savoyen verpflichten, die in den von Savoyen neu erworbenen Gebieten ansässig gewordenen Hugenotten auszuweisen. So kam es zu dem berüchtigten Ausweisungsedikt vom 3. Juli 1698, in dem alle Protestanten französischer Herkunft aufgefordert wurden, binnen zweier Monate die savoyischen Lande zu verlassen. Diesen Verbannten schlossen sich auch zahlreiche waldensische Familien aus dem Chisonetale an. Dieses zweite Exil der Waldenser endete mit der Ansiedlung der Vertriebenen in Baden, Württemberg und Hessen.

Als schließlich durch den Vertrag von Utrecht (1713) auch der Rest des Chisonetales an Savoyen gefallen war, erließ VIKTOR AMADEUS II. sein drittes Ausweisungsedikt (1730), von dessen Auswirkungen alle in den neu erworbenen Gebieten ansässigen Protestanten betroffen wurden. Das Jahr 1730 markiert zugleich das Ende der großen Verfolgungen und Strafexpeditionen. Zwar nahm die Politik der großen und kleinen Schikanen und Nadelstiche ihren Fortgang, aber zu blutigen Ausschreitungen kam es nicht mehr. Nachdem die Französische Revolution und das Regime NAPOLEONS den Waldensern spürbare Erleichterungen brachten, brach auch für diese im Jahre 1848 das Morgenrot der Freiheit an. Am 17. Februar unterzeichnete König KARL ALBERT das «Emanzipationsedikt», das allen Nichtkatholiken die völlige bürgerliche Gleichberechtigung garantierte.

Die Ausweisung der Hugenotten und Waldenser aus Piemont brachte einige tausend Religionsflüchtlinge nach Deutschland, vor allem nach Baden, Württemberg, Hessen und Brandenburg. Die Flüchtlinge des ersten Exils, die zum großen Teile aus dem Pellicetale stammten, hielten sich nur vorübergehend in Württemberg auf. Ein Teil von ihnen fand in Hessen, in der Nähe von Darmstadt, Unterkunft. Die eigentliche waldensische «Kolonisation» in Württemberg, Baden und Hessen erfolgte durch die Flüchtlinge des zweiten Exils. Diese ließen sich, mit verschiedenen Privilegien ausgestattet, in eigenen Siedlungen nieder. Es kam zur Gründung der Kolonien Nordhausen, Neuhengstett, Dürrmenz, Wurmberg, Pinache-Serres, Groß- und Kleinvillars und Perouse in Württemberg, der Kolonien Palmbach, Augustistadt bei Gochsheim und Welschneureut in Baden und der Kolonien Rohrbach-Wem-

bach-Hahn, Dornholzhausen, Walldorf und Waldensberg in Hessen. Nicht immer waren die Flüchtlinge mit den Verhältnissen in ihrer neuen Heimat zufrieden, daher versuchten stets von neuem Gruppen von Unzufriedenen in der Ferne ihr Glück. So gründeten im Jahre 1720 15 Familien aus Württemberg und 20 Familien aus Hessen die Kolonie Todenhausen bei Marburg, während Kolonisten aus Pinache-Serres bis an die untere Weser gelangten und die Kolonien Gottstreu und Gwissenruh erstellten.

Über ein Jahrhundert lang standen die Kolonisten im Genuß von Privilegien, die ihnen u. a. auf religiösem und kulturellem Gebiete ihre Eigenständigkeit sicherten. Französisch war die Sprache der Schule und der Kirche, ihre «Hausprache» war das Patois oder Welsch, das sie aus ihrer Bergheimat

mitgebracht hatten. Es handelt sich hier nicht, wie man so oft hören kann, um eine Mischsprache oder eine Art Kauderwelsch, sondern um eine provenzalische Alpenmundart, wie sie im angrenzenden Dauphiné gesprochen wird. Infolge der durch die privilegierte Stellung der Kolonisten bedingten Isolation, hielt sich die Sprache ihrer Väter sehr lange in der neuen Umgebung. Erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erlosch in den meisten Kolonien das Patois. Am längsten hielt es sich in Neuhengstett bei Calw und in Serres bei Mühlacker (1934). Während wir über die sprachliche Entwicklung des württembergischen Welsch durch einige Untersuchungen hinreichend unterrichtet sind, wissen wir nichts von den sprachlichen Zuständen, die in den hessischen und badischen Kolonien geherrscht haben.

Goethe, Hegel, Sebbers

Es klingt kaum glaublich, daß von der bekannten, in zwei Zuständen erschienenen Lithographie, welche HEGEL als Berliner Professor darstellt, kein Exemplar in einer öffentlichen Sammlung Stuttgarts, des Geburtsorts von HEGEL, vorhanden ist. Zwar wurden 1970 aus Anlaß einer HEGELausstellung des Städt. Archivs Porträts gezeigt, aber keine der drei Fassungen reproduziert, obwohl der Eigentümer des Aquarells Katalog Nr. 481 sich damals mit der Herstellung eines Klischees einverstanden erklärt hatte (seine Mitteilung vom 30. 11. 1973).

Mehr oder weniger zufällig besuchte ich diese Ausstellung. Dabei fiel mir ein radikaler Unterschied zwischen Nr. 474 und 481 auf, obwohl die Beschriftung undifferenziert war. Bei genauerer Betrachtung konnte ich mich dem Eindruck nicht verschließen, daß Nr. 481 die Vorlage für den Steindruck war. Ich begann mich für den Zeichner JULIUS SEBBERS zu interessieren und schlug im Thieme-Bekerschen Künstlerlexikon seinen Namen auf. Hier stand: *Geboren 1804 in Braunschweig, gestorben nach 1837 in Berlin(?)*. Also nicht einmal sein Todesdatum war bekannt. Weiter war der kleinen, von P. J. MEIER verfaßten Biographie zu entnehmen: *1820 Lehrling in der Porzellanmanufaktur Braunschweig, 1824 in der Porzellanmanufaktur München. Auf der Heimkehr nach Braunschweig 1826 in Weimar, wo ihm GOETHE saß (Tasse mit Bildnis im GOETHEmuseum zu Weimar). 1827 Leiter der Porzellanmanufaktur Braun-*

Heinrich Theodor Musper

schweig und Hofmaler; 1837 entlassen und nach Berlin übergesiedelt. Malte auch Bildnisse in Öl und Guasch und versuchte sich als Lithograph.



J. L. SEBBERS: GOETHE (Porzellanmalerei im Besitz der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten Weimar).



J. L. SEBBERS: HEGEL (Lithographie im Besitz des SCHILLER-Nationalmuseums Marbach a. N.).

Von HEGEL war hier nicht die Rede. Erst viel später kam mir der Katalog der Stuttgarter Ausstellung von 1970, für den FRIEDHELM NICOLIN verantwortlich zeichnete, in die Hand, wo unter Nr. 481 steht: *Offenbar handelt es sich um das Original zu der Lithographie von L. SEBBERS (Nr. 474).*

Mein Bestreben ging nun dahin, aus dem unverbindlichen «offenbar» ein «sicher» zu machen. Ich ahnte nicht, welche Schwierigkeiten ich dabei würde zu überwinden haben. Zunächst ließ sich alles gut an. Mit «Goethe» war ein Stichwort gegeben, das mein Interesse steigerte.

Mit freundlicher Hilfe des GOETHE-Instituts in Frankfurt gelang es, den Aufbewahrungsort des GOETHEbildnisses festzustellen, denn GOETHE hatte SEBBERS nicht nur für die Tasse gesessen. Es hatte sich in den USA in der Bibliothek der Universität Princeton (Abteilung für Deutsche Literatur) erhalten, die mir dankenswerterweise bereitwillig ein Foto samt Abdruckgenehmigung zur Verfügung stellte. Die weiß gehöhte Zeichnung erwies sich als ein Werk von hohem künstlerischem Rang – ich begann vor SEBBERS Respekt zu bekommen. Auch in

Weimar war man gefällig und überließ mir ein Foto nach der gemalten Tasse, die sich heute noch im GOETHENationalmuseum befindet.

Die Beziehung zum Frankfurter Hochstift war besonders ergiebig. Es überließ mir die Fotokopie eines Artikels von GEORGE MADISON PRIEST im GOETHE-Kalender auf das Jahr 1938. Der gebührende Dank sei auch hierfür an dieser Stelle abgestattet. Dem Porträt in Princeton, welches 1826 entstand, war die Porzellantasse vorangegangen. Ehe es im Jahre 1883 verkauft wurde, stellte die Hof-Buch- und Kunsthandlung ADOLF ACKERMANN in München aufgrund einer Nachzeichnung des vorausgehenden Jahres einen für damalige Verhältnisse erstaunlichen Lichtdruck her, der freilich das Vorbild nicht unbeträchtlich veränderte. EMIL SCHAEFFER, der in seinem Buch «Goethes äußere Erscheinung» (Inselverlag Leipzig, 1914) unter Nr. 66 den Lichtdruck ohne Kommentar abbildet, behandelt die Kaffeetasse unter Nr. 65 ausführlich, kennt aber das Porträt in Princeton nicht.

Ich glaube, man kann zur Einführung in Zeit und Materie nichts Besseres tun, als einige Passagen aus dem Artikel von G. M. PRIEST, der alle wissenswerten Einzelheiten enthält, hier zum Abdruck zu bringen, wobei ich bedaure, nicht die Erlaubnis dazu beim Autor einholen zu können, da ich dessen Anschrift nicht kenne, ja von dem ich nicht weiß, ob er noch am Leben ist. Es heißt dort:

Princeton ist plötzlich auch für das Goethemuseum ein wichtiger Ort geworden, weil es verkünden konnte, daß die seit einem halben Jahrhundert verschollene Goethezeichnung von Ludwig Sebbers – schmerzlich vermißt, weil nach aller, auch nach Goethes eigenem Zeugnis, die Darstellungen von Sebbers die porträtähnlichsten sein sollen – in Princeton aufgetaucht und durch Schenkung Eigentum der «Abteilung für deutsche Sprache und Literatur» der Universität geworden sei.

Daß die Zeichnung nach Amerika verkauft wurde, war bekannt. Es war das im Jahr 1883 geschehen, und zwar durch die Hof-, Buch- und Kunsthandlung Adolf Ackermann in München, nachdem sie vorher und nach dem Original einen Lichtdruck für den Handel hatte herstellen lassen. Wer aber der Käufer gewesen war, das hatte die Handlung nicht festgehalten, und da auch in Amerika nichts verlautbarte, galt das Porträt von 1883 an für verloren.

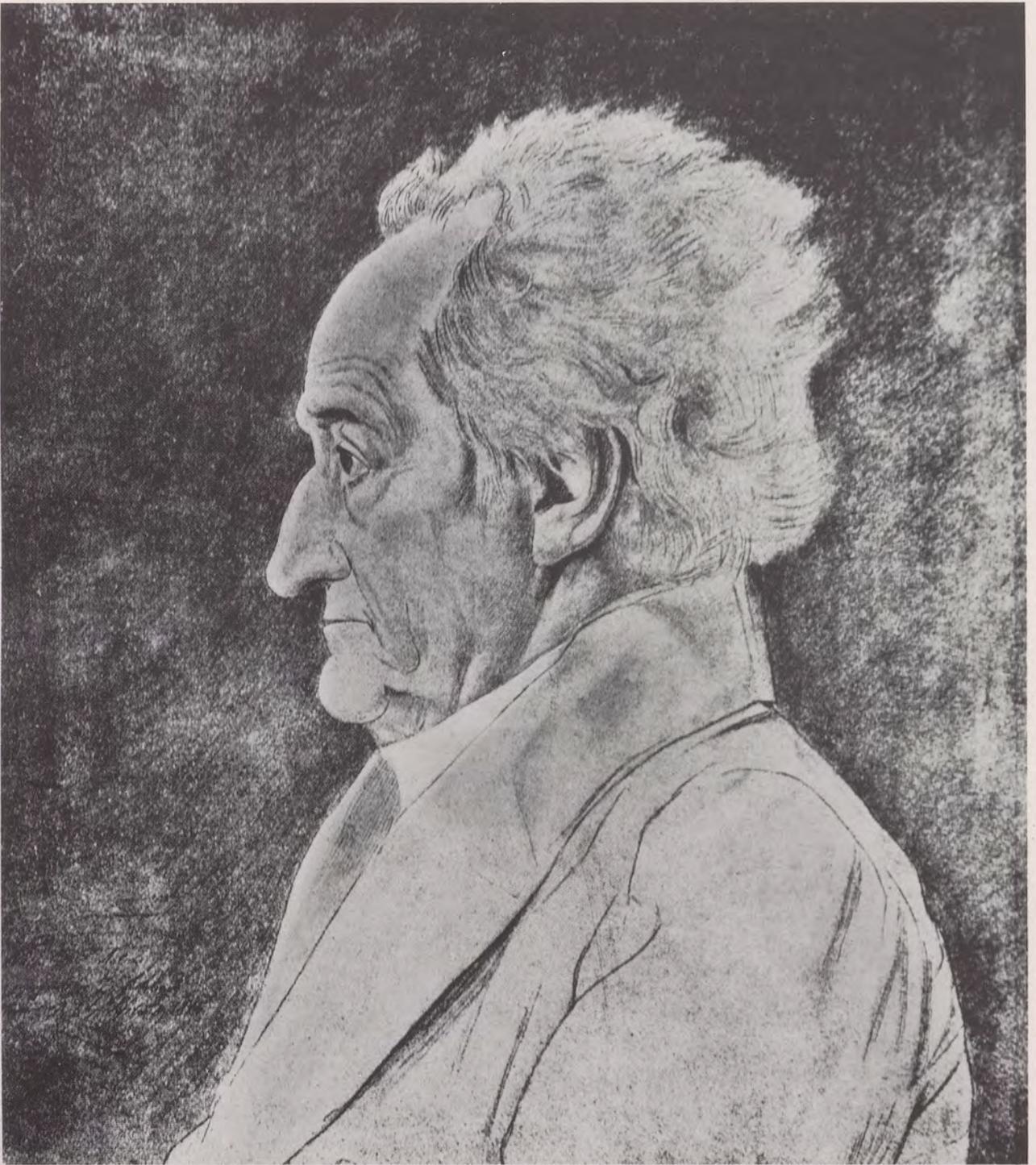
Als Ludwig Sebbers im Sommer 1826 bei seinem Besuch in Weimar die Erlaubnis erhalten hatte, Goethe zu malen,

S. 184: J. L. SEBBERS: HEGEL (Aquarell in Privatbesitz).

S. 185: J. L. SEBBERS: GOETHE (Kreidezeichnung im Besitz der Universitätsbibliothek Princeton, N. J., USA).







J. L. SEBBERS: GOETHE (Lichtdruck im Besitz des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt am Main).

war er ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren gewesen. Mit sechzehn Jahren hatte er als Lehrling in der Manufaktur zu Braunschweig angefangen, Porzellan zu malen lernen, war darauf nach München gegangen, wo in Nymphenburg damals Deutschlands erfolgreichste Werkstatt war, und auf der Rückwanderung von Bayern in die Heimat hatte er den Mut gehabt, in Weimar den alten Herrn zu bitten, ihm für eine Porzellantasse zu sitzen.

Und Goethe, der des Gemaltwerdens leidig müd war und den mancher Künstler von Namen, Anton Graffz. B. und Friedrich August Tischbein nicht hat porträtieren können, gewährt dem jungen Menschen wohl zwanzig Sitzungen, sowohl zur ersten Zeichnung wie auch zum Nachbessern nach dem zweimaligen Brennen, und diktiert am 20. August in sein Tagebuch: «Sebbers hatte die Tasse zum drittenmal glücklich gebrannt.» Die Unter-

tasse wird dann mit dem Datum von des Dichters Geburtstag signiert und trägt in Goethescher Handschrift die Worte: <Gruß und Heil! Goethe Weim. 28. Aug. 1826.>

Vielleicht war es neben dem Zutrauen und der Neigung, die der junge Mann Goethe einflößte, auch ein wenig Interesse an der Technik der Porzellanmalerei, das Goethe fesselte und dem Versuch so günstig stimmte, denn es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er sich selbst in der gleichen Kunst versucht. Im Juli 1781 hatte er in der Manufaktur Ilmenau eine Tasse bemalt und brennen lassen und an Charlotte v. Stein gesandt: <Die Tasse, die beikommt, habe ich Dir gemalt; ich wünscht', die Masse des Porzellans wäre besser; ich habe eine kindische Freude dran gehabt und besonders in der Hoffnung, daß Dich's auch freuen soll. Wenn ich einmal Rothbergisches Porzellan haben kann, und nur noch ein wenig Übung, so soll auch das bessere Dein sein. Ich denke drauf, Dir ein paar Blumenkrüge zu malen. Die Füllhörner werden auch noch fertig, ehe ich hier weggehe.> Rothenbergisches, das war Gothaer Porzellan, streng genommen also für Weimar Auslandsware. In einem anderen Brief verspricht Goethe zwei Blumentöpfe, die er bemalt hat, von denen freilich einer im Feuer verunglückte; auch Knebel war damals ein Blumentopf zgedacht.

Als Sebbers mit seiner Tasse fertig war, erntete er Lob von allen Seiten. Er nahm sie nach Berlin mit, zeigte sie dort Goethes Freund Zelter, der sie in der <Singakademie> öffentlich ausstellte. In der Auffassung ähnelt das Bild am meisten dem großen Ölbild von Schmeller, das, aus dem gleichen Jahr stammend, heute im Frankfurter Goethemuseum hängt: dieselbe gehaltene noble Würde, aber auch hier wie dort der merkwürdige Ausdruck des Auges, dessen ernster, prüfender, fast ein wenig sorgender Blick Distanz schafft. Sebbers hat die Tasse 1827 dem Großherzog von Weimar geschenkt; heute steht sie im Goethehaus am Frauenplan. Eine nach dem Bild auf der Tasse vergrößerte Zeichnung von Sebbers, die Schwerdgebürth habe stechen sollen, wie der Braunschweiger Intendant August Klingemann erzählt, ist wohl nur geplant gewesen, aber nie zustande gekommen.

Sebbers hat, kaum daß er die Tasse beendet hatte, noch in Weimar ein zweites Porträt Goethes geschaffen, eine Kreidezeichnung im Profil – das ist das Bild, von dem hier die Rede ist –, und so verzeichnet Goethes Tagebuch am 2., 3. und 8. September wiederum, daß er dem Maler Sebbers gesessen, der sein Profil gezeichnet habe. Sebbers selbst datiert sein Bild auf den siebenten. Die letzte Notiz ist vom 9., wo es bei Goethe heißt: <Dem Maler gesessen. Herzog Bernhard, Unterhaltung über seine Reise, Karte deshalb.>

Im Gegensatz zum Bild auf der Tasse, ist Goethe diesmal genau im Profil genommen, nach links gewendet. Das weiße Haar zieht in Locken nach hinten, die Schläfe ist

kahl, die Stirn über dem Auge von mehreren Furchen durchzogen. Der Wulst über dem Nasenansatz tritt stark hervor, das Auge liegt tief unter dunkler Braue und blickt ruhig und ernst. Der Bogen und die Senkung der Nase sind kräftig modelliert, der Mund ist geschlossen, die Lippen sehr schmal, fast wie bei einem zahnlosen Greisenmund, aber das Kinn rund und fest. Goethe trägt einen Hausrock mit einfacher Halsbinde. In Brusthöhe ist das Bild abgeschnitten.

Die Öffentlichkeit wußte nichts von dem Bilde, da auch Goethes Tagebuch von 1826 damals noch ungedruckt war, bis am 1. März 1882 Adolf Ackermanns Hof-, Buch- und Kunsthandlung den erwähnten Lichtdruck ankündigte als Gedenkblatt zum fünfzigjährigen Todestag Goethes; sie erklärte zugleich, daß sie das Original aus dem Nachlaß von Heinrich Marr erworben habe, der einstmals am 29. Januar 1829 bei der ersten Faustaufführung – sie fand in Braunschweig statt – der erste Mephisto gewesen war. Sein Todesjahr ist 1871. Wann und wie er sich in den Besitz der Sebbers-Zeichnung gesetzt hat, läßt sich nicht ausmachen. Am wahrscheinlichsten ist, daß es in Braunschweig geschah, wo Sebbers von 1827 bis 1837 als Leiter der Porzellanmanufaktur tätig war.

Ackermann verkaufte das Blatt 1883 an einen Amerikaner in New York, nachdem vorher der Lichtdruck hergestellt worden war. Nun ist das Urbild aus dem Nachlaß eines Einwohners von Princeton Mr. George A. Armour, durch Stiftung der Erben Eigentum der Universität geworden.

PRIEST vergleicht anschließend die ungewöhnlich große Zeichnung in Princeton (sie mißt 55x42 cm) mit dem wesentlich kleineren Lichtdruck von ACKERMANN (28x24,5). Er bedauert den etwas blassen und abgenutzten Eindruck, der wahrscheinlich dadurch entstanden ist, daß sie ungeschützt und ungeschont mehrere Jahre lang unter anderen Papieren gelegen habe, ehe sie in die pfleglichen Hände des Herrn Armour kam. Auch beschäftigt er sich mit dem Unterschied zwischen Zeichnung und Lichtdruck (hier irrigerweise als Lithografie bezeichnet), dem eine Nachzeichnung von 1882 zugrunde gelegt wurde. So erklärt es sich, daß die Strichführung auf dem Druck, verglichen mit dem freien Strich der Zeichnung, hart und pedantisch, aber auch bestimmter und klarer ist.

Er bemerkt dann auch noch, daß gewisse Beziehungen zu Deutschland in der Familie Armour gegeben gewesen seien. So habe ein Bruder von George, Herr Allison Armour, freundschaftliche Verbindungen mit Wilhelm II. gepflogen und den Kaiser des öfteren auch auf seiner Jacht empfangen.

Zum Schluß resumiert er: Der Zustand des Originals hat in früheren Jahren so gelitten, daß es uns nicht mehr ganz das vermittelt, was wir von ihm erwarten konnten.

Das beste Goethebild ist leider nur verblaßt auf uns gekommen. Uns bleibt nur zu ahnen, was es gewesen ist, und wir müssen uns aus beiden, dem Lichtdruck und der Zeichnung, wie sie heute ist, den ursprünglichen Eindruck verschaffen jenes Porträts, das nicht nur das ergreifendste Goetheporträt, einmal geschaut, unvergeßlich ist, sondern das in der Geschichte der deutschen Porträtmalerei überhaupt einen unverlierbaren Platz hat. In diesem Antlitz ist alles: Reife des Alters und Rückblick der Jugend, Wissen und Gram, Güte und Schweigen, Einsamkeit und Ewigkeit.

Sebbers, der später zum großen Porträt überging, viel in Hofkreisen Berlins gemalt hat, aber leider mit 35 Jahren starb, verdiente sehr wohl, einmal in einer besonderen Darstellung nach Lebenslauf und Werk gewürdigt zu werden.

Die ausgezeichnete Abhandlung von PRIEST enthält nur eine der Kritik bedürftige Stelle: er fügt bei der Zeichnung zwischen Gedankenstrichen bei: *oder eine Nachzeichnung*. Für diesen Zweifel liegt kein Grund vor, die Zeichnung ist das Original von SEBBERS.

Um nun auf die HEGELporträts in der Ausstellung von 1970 zurückzukommen, so ist folgendes zu sagen: Das Stuttgarter Stadtarchiv erhielt von dem privaten Eigentümer des Originals die Erlaubnis zur Entrahmung und Ablösung der ungemein soliden Verklebung des Blattes mit dem Glas, so daß eine erste genauere Überprüfung möglich war. Der Vergleich mit der Litho ergab bei weitgehender

Übereinstimmung einige wichtige Unterschiede. So befindet sich auf dem unverglasten Bücherschrank des Originals eine Flasche (vermutlich mit Tinte). Die Titel der großen Bände, auf dem Tisch «Plato», am Boden «Aristoteles», sind etwas anders behandelt. «Plato» hat auf der Litho keine so dicke Knöpfe und bei «Aristoteles» ist «es» am Schluß abgesetzt (verursacht wohl durch die notwendige Seitenverkehrung). Kleinere Unterschiede z. B. bei dem Buch links auf dem Brett des unverglasten Bücherschranks, die stärkere Marmorierung des Buchrückens ganz rechts oben und dem Deckelrand des Bandes unterhalb des «Plato» des Originals sind selbst auf den Fotos bzw. den Abbildungen zu bemerken. Sie sind ohne weitergehende Bedeutung: in der Hauptsache hat sich SEBBERS genau an sein Aquarell gehalten. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß das Original bei höherer Qualität auch malerischer, die Litho graphischer wirkt.

Die HEGEL-Litho wurde dankenswerterweise vom SCHILLERNationalmuseum in Marbach zur Verfügung gestellt. Wie erwähnt, erschien sie in zwei Zuständen. Der erste ist abgebildet. Der zweite zeigt außer dem Titel «Hegel» – welche Ironie! – eine Widmung an GOETHE und folgendes HEGELzitat: *Die wahrhafte Widerlegung muß in die Kraft des Gegners eingehen und sich in den Umkreis seiner Stärke stellen: ihn außerhalb seiner selbst angreifen und da Recht zu behalten, wo er nicht ist, fördert die Sache nicht* (Logik II, S. VIII).

Ein «Augenschein» von Esslingen 1556/57

Felix Burkhardt

Nicht künstlerische Neigung oder Freude an der Landschaft führten Stift und Feder, als das bisher älteste Kartenbild der Stadt Esslingen und ihrer Markung entstand. Eine aufgetragene Pflicht wurde erfüllt, ein aussagekräftiges Beweisstück im schwebenden Rechtsstreit geschaffen.

Durch Jahre schleppten sich im 16. Jahrhundert Klage und Gegenklage zwischen den württembergischen Orten Altbach, Zell und Plochingen und der Reichsstadt Esslingen. Neben Grenzfragen von örtlichem Wert, strittigen Steuer- und Waldgerechtigkeiten war es die Landstraße, die Anlaß zu Auseinandersetzungen gab. Mit dem Zollrecht hatte die Stadt Esslingen auch die Pflicht übernommen, die alte kaiserliche Landstraße, die von Plochingen nach Esslingen führte, zu bessern und im wesentli-

chen Bau zu erhalten. Die drei Gemeinden beschwerten sich, daß es die Stadt an einer Sicherung der Straße mangeln lasse. Besondere Sorge bereiteten die Stellen, an denen der Neckar die Landstraße erreichte; hier sollte dem Fluß gewehrt werden, befürchtete man doch, daß eines Tages der Neckar seinen Lauf durch den Flecken Altbach nehmen könne. Die Esslinger aber waren der Meinung, sie brauchten die Straße nur «der Schiene nach» zu erhalten; Wassergebäu am Neckar, die höchst beschwerlich und mit merklichen Unkosten verbunden waren, zu machen, seien sie nicht verpflichtet.

Berichte gingen von Kanzlei zu Kanzlei; beweiskräftige Urkunden wurden hervorgekramt und ausgetauscht, Ortsbesichtigungen durchgeführt,

Protokolle aufgesetzt. Neben einer Karte, die den gewundenen Neckarlauf von Plochingen bis Esslingen und die kaiserliche freie Landstraße darstellt, fertigte ein kundiger Mann einen «Augenschein» der Esslinger Markung an.

Mit einer erstaunlichen Sicherheit für die zweckmäßigste Darstellung wählte der Zeichner für seinen «Augenschein und Abriß» den Blickpunkt. Der erfahrene Kartograph Obristleutnant ANDREAS KIESER entschloß sich für seine Gesamtansicht von Esslingen im Jahre 1685 fast genau für die gleiche Stelle. Als Bildachse dient bei dem «Augenschein» die Landstraße links des Neckars; etwa zwei Drittel der Vogelschau werden mit Blickrichtung von Südwest nach Nordost, der restliche Teil in umgekehrter Richtung dargestellt.

In der bildhaften Landschaftswiedergabe bieten sich die Orte, auch die Stadt Esslingen, in gedrängter Kürze dar. Während die Landgemeinden mit dunkler Beschriftung bezeichnet sind, fehlt diese bei Esslingen. Der Zeichner läßt es auch bei dem Esslinger Stadtbild mit wesentlichen Zügen bewenden; mit der Genauigkeit späterer Ansichten, erinnert sei an MERIANS Kupferstich von 1643, wartet er nicht auf. Er verzichtet aber nicht, typische Bauten einzugliedern.

Im Vordergrund spannt sich die Pliensaubrücke über den Neckar; erkennbar sind der äußere, mittlere und innere Brückenturm. Zwischen dem äußeren und mittleren Brückenturm ist eine Häusergruppe eingezeichnet. Links neben dem inneren Pliensauturm ist die Pliensaumühle mit vier Mühlrädern erkenntlich; bereits im 13. Jahrhundert wurde sie urkundlich erwähnt. Hinter der Mühle führt die Stadtmauer zum Mühlenturm; die Stadtmauer rechts der Brücke ist niedriger gehalten; hinten erhebt sich das Obere Tor.

Neben den beiden Türmen der Stadtkirche zeigt sich aufstrebend ein weiterer Turm; es dürfte die Hintere Kirche gemeint sein. Hinter der Stadt ragt die Burg mit ihren Schenkelmauern und Türmen auf. Die Landstraße nach Oberesslingen war vor dem Obertor durch Werren gesichert; eine Werre ist eingezeichnet. Angedeutet ist auch die Schranke, die die Mettinger Straße sperrte.

Über die Einzelgehöfte in der näheren Umgebung lassen sich nur Vermutungen anstellen. So könnte das freistehende Haus im Westen der Pliensaubrücke der bereits 1268 im Speyrer Güterverzeichnis erwähnte Schelchshof sein. Das ummauerte Gehöft vor dem Ortseingang von Mettingen, zwischen Landstraße und Neckar gelegen, stellt wohl das Mettinger Feldsiechenhaus dar. Es wurde 1535 erneuert; man hatte *eine lustige und geräumige Behau-*

ung mit merklichen Kosten aufgeführt. Das Einzelgehöft am unteren Ende des Ortes Oberesslingen, an der Landstraße, dort, wo der Hainbach verläuft, läßt sich nicht ohne Grund als das Feldsiechenhaus für Frauen annehmen. Es wird auch als «Siechenhof am Bach» bezeichnet; daß es an der Landstraße lag, bezeugen Urkunden.

Dicht an der Landstraße nach Weil erhebt sich im Wiesengelände der dreiarmlige Galgen. Hier handelt es sich wohl um den 1555 errichteten steinernen Galgen.

Mit erfreulicher Teilnahme hat sich der Zeichner der Esslinger Markung zugewandt. Seine Darstellung der Nutzungsflächen bestätigt die vorliegenden Ergebnisse ortsgeschichtlicher Forschung. Der Weinbau nimmt erhebliche Flächen in Anspruch. Neben der großen Halde, die sich nördlich der Landstraße von Obertürkheim bis zur Burg erstreckt, zeigen sich *helminsparg* und *eberßhald* im Schmuck der Reben. Auch bei Krummenacker, Serach, Hainbach (heute Obertal und Wäldenbronn) standen größere Teile der Flur in Nutzung als *wingarten* oder *winberg*.

Die *plienßhalden* an der Steige zum württembergischen Zollhaus tragen Reben; ebenfalls das benachbarte Flurstück *geirenrain* ist mit Reben bestockt. Selbst Teile des *bubweg* (Bueweg) in der Mettinger Flur dienten dem Weinbau, während der Rest Baumgarten und Wiese war. Das im südlichen Teil eingezeichnete Häuschen kann das Bautzenhäuschen sein, eine Fischerhütte, 1594 genannt.

Daß der Gartenbau, in späteren Zeiten oft gerühmt, schon damals eine gute Pflegestatt in Esslingen hatte, beweisen die Flurstücke, die als *garten* ausgewiesen sind. Sie grenzen an die Oberesslinger Flur, lagern sich im Hainbachtal und zeigen sich an der westlichen Markungsgrenze, unterhalb vom Asang. Selbst der Hang am Esslinger Wald wird als *bomgarten* genutzt.

An ihn grenzt eine Wiese, die sich in eine Lücke des Waldes schiebt. Während Wiesen nur in den Tälern, so im Neckartal an der Landstraße, bei dem Kloster Weil und im Hainbachtal zwischen bewaldeten Höhenzügen zu finden sind, sind Heiden, meist als Weideland genutzt, häufiger; bei Rüdern und Krummenacker, an die Lindhalde angrenzend, dehnen sie sich aus. Eine dieser Heiden erinnert in ihrem Namen *Steingrubenhaiden* an eine frühere Nutzung als Steinbruch.

Bescheiden nimmt sich die Ackerflur aus; nur bei St. Bernhard und Serach erstrecken sich größere Ackerböden; dazu treten auf der linken Neckarseite die Zollberg- und Galgenacker.

Drei kleine Egarten (ahd. *egerda* = Brachland) dien-



Gasalles

Kreimweg

Kaisenberg

Limben

maackham

Enden

haden

gottelshausen

Stingzubenhaden

Kreimelader

Schraac

Wbach

Alang

Kobren

Sulzeis

garten. ader

haden

betenusspog

wingaz

aberdianck

we i n b e r g

landstrass

Mettingen

Nieder

wem und boingaz

Nieder

fij. almand

hildwas

wisfru

amck

landstrass

wisfru

zypm zylor

opmarenam

4.063

170208



ten wohl der Feldgraswirtschaft; ein Egart grenzt an den Weilerwald, ein anderer liegt westlich der Lindhalde, an die Uhlbacher Grenze anstoßend, der dritte südlich von Rüdern; in seiner Nähe befinden sich Häuser. Ist hier Unterrüdern gemeint? Der Wald nimmt, gemessen an der Gesamtflur, nur im Norden der Gemarkung wesentlichen Anteil. Neben dem *weilerwald* und dem *weldlin Ror* an der württembergischen Grenze ist bei Krummenacker das *gollenhelzlin* verzeichnet; im Süden des Ortes der *hochberg oder sülz*, zwischen Rüdern und Sulzgries gelegen; zwischen Rüdern und der Uhlbacher Grenze erstreckt sich der *Asang*. In der Nachbarschaft vom *lindlin*, hier als stattlicher Baum dargestellt, zieht sich die *linthald* hin; sie fällt zum Hainbach ab. Als zusammenhängendes Gebiet zeigen sich *Katzenbühel*, *Rennweg*, *Birckengeren*, *Bronhard*, *Beckemhauw* und *Bulach*. An der *kalgkling* erstreckt sich ein schmales Waldstück, das *kalgklingenheltzlin*. Angedeutet wird nur der *Eßlinger weld usserhalb der marckung*.

Der Hainbach findet neben dem Neckar seine gebührende Würdigung; es fehlen nicht die vier einstigen Seen. Nachdenklich stimmt es, daß mitten im unteren See ein turmähnliches Gebäude mit einer Brücke eingezeichnet ist, wohl die Kennenburg. Am Ausgang des Sees liegt die Mühle; *befrit* und *Mulin* im Hainbach werden bereits 1339 urkundlich genannt.

Das Haus über dem Kennenburger See könnte den Kennenburger Burgweiler andeuten. Während Mettingen, Rüdern und Sulzgries als mehr oder weniger geschlossene Orte mit einer Kirche oder Kapelle vorgestellt werden, zeigen sich Krummenacker, Serach, Hainbach, St. Bernhard und Hagensberg in der Form verstreuter Einzelgehöfte, wie es wohl auch der Wirklichkeit entsprach. Das Bemühen des Zeichners, selbst in Einzelheiten getreu zu sein, beweist die Wiedergabe der St. Bernhardskapelle mit dem spitzen Turm, einst ein Wahrzeichen der Landschaft.

Am Rande der Weinberge, die sich zwischen Serach und Hainbach hinziehen, erhebt sich das *schützenhißlin*. KIESER verzeichnet auf seiner Forstkarte an dieser Stelle zwei Häuser und fügt die Benennung *Schützenheusle* bei. Auch DREYWEIN erwähnt in seiner Chronik das *schützenheislin in Hainbach* (1553). Im Straßennetz treten die wichtigen Landstraßen hervor: die von Oberesslingen durch die Stadt nach Obertürkheim und die von Weil zur Pliensaubrücke. Der schmale Postweg unterhalb des Eisberges ist nicht vergessen. Die gewundene Straße zum Zollberg fehlt nicht. Von den Wegen innerhalb der Gemarkung wird nur der Weg von Hainbach zur St.

Bernhardtskirche vermerkt, dazu ein kleines Wegstück der Straße von Rüdern nach Uhlbach.

Mit Sorgfalt nimmt sich der Zeichner der Grenze der Esslinger Gemarkung an. Die Marksteine reihen sich auf; zwei Inschriften weisen auf sie hin. Wie DREYWEIN in seiner Chronik meldet, wurden im Jahre 1557 die Marksteine erneuert, *wie sie stan sollten*.

Besonders wichtige Punkte im Grenzverlauf sind eingezeichnet. An der Markungsgrenze nach Oberesslingen und Sirnau ist die *genßfurt* erkenntlich; hier verlief auch die Grenze für die württembergische Hofjagd nach dem Vertrag von 1557. Festgehalten wird an der Grenze nach Hedelfingen und Weil die Stelle *aineck*. Über den Uhl- oder Guggenbach, der als Grenze diente, spannt sich eine kleine Brücke. Das Haus rechts der Brücke beweist, daß Obertürkheimer Häuser auf Esslinger Gemarkung standen. Der aufragende Baum in der Nähe der Katharinenlinde, *aich* genannt, diente wohl neben dem Markstein als Wahrzeichen der Grenze.

In der freien Fläche um die Esslinger Markung deutet der Zeichner die Nachbarorte und die wichtigsten Gebäude an. Breit lagert sich der Spitalhof (Oberhof) hin. Das Kloster Sirnau zeigt seine Kirche mit dem Turm; die Mauer und das Tor bieten sich noch heute in der gleichen Form dar. Als sorgsamer Mann kennzeichnet er das Besitzverhältnis: *Sirnau dem Spital zu Eßlingen zugeherig*. Das *closter weiler* mit turmloser Kirche, ebenfalls ummauert, bietet sich in seiner alten Gestalt dar. Während sich das *wirtembergisch Zollhuß* als stattliches Gebäude vorstellt, wird *bercken* (Berkheim) nur durch seine Michaeliskirche angedeutet. Neben der alten Kirche, die 1828 durch eine neue ersetzt wurde, weisen etliche Häuser den Flecken *obereßlingen* aus. Auch *oberdirncken* und *ulbach* werden durch ihre Kirchen als Pfarrdörfer gekennzeichnet. Die Obertürkheimer St. Petruskirche ähnelt in ihrer Darstellung wesentlich der Zeichnung auf der Forstkarte von KIESER.

Quellen und Literatur

Staatsarchiv Ludwigsburg B 169, B. 40: *Allerley Schreiben, Bericht, Bedenkhen, Augenschein und Abriß . . . deß Eßlingischen Zoll Privilegii . . .* – KIESERSCHES Forstkartenwerk (Uhlbach, Rüdern, Mettingen, Wäldenbronn-Aichschieß-Hagensberg, Oberesslingen, Altbach-Zell. Bei: Landesbildstelle Württemberg).
 BORST, O.: Esslingen am Neckar, Geschichte und Kunst einer Stadt (1967). – Ders.: Über Alt-Esslingen, Wandlungen eines Stadtgesichts (1969). – Ders.: Die Esslinger Pliensaubrücke (1971). – BÜHRLEN, R.: Esslingen im 16. und 17. Jahrhundert (1927). – DREYWEIN, D.: Esslingische Chronica von 1548 bis 1564. Herausgeber A. DIEHL (1901). – FEZER, FR.: Lexikon der Flur-, Straßen- und Gebäudenamen der Stadt Esslingen (1969). – Ders.: Das Siedlungs- und Flurbild der Reichsstadt Esslingen. In: Esslinger Studien, Nr. 3, S. 10–21. – PFAFF, K.: Geschichte der Reichsstadt Esslingen (1840). – Beschreibung des Oberamts Esslingen (1845). – SCHEFOLD, M.: Alte Ansichten von Esslingen (1957).
 Foto: Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

Dreierlei scheint die erste Zeit des Buchdrucks in unserem Lande zu kennzeichnen – und gleichzeitig die Aura der Kunst, wenn nicht zu verdunkeln, so doch mit Flecken zu versehen. Da ist die Beobachtung, daß die ersten Drucker in Württemberg kaum seßhaft waren. FRANZHAMMER bemerkt dazu in seiner Jubiläumsschrift für den Grafischen Klub Stuttgart, daß Ablaßhandel, Reformation und Gegenreformation und andere Zeiterscheinungen diesen geschäftstüchtigen Wanderdruckern wohl auch Recht gegeben hätten, denn vor allem das Geschäft mit den Einblattgedrucken, darunter auch Kalendern, florierte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und zu Beginn des 16. in einem Maße, das alle Erwartungen zunächst übertraf: die Chance, Einblattgedrucke in beliebiger Menge herzustellen, regte das Geschäft an, machte die Nachfrage nach solchen Produkten immer größer. Es war ein Kreisel, der sich hochspielte – aber eben ein Kreisel, denn von Dauer konnte diese Art von Geschäft nicht sein, wenn sie auch gewiß manchem Drucker Wohlstand brachte.

Eine zweite, weil rationelle und ständig geforderte Produktion waren die Breviere und Missalien, die für den Gottesdienst nötigen Bücher und Schriften, die bisher von Hand geschrieben und auf eine kaum kontrollierbare Weise vervielfältigt, das heißt mit unfreiwilligen oder absichtlichen Änderungen der Abschreiber versehen waren. Sie konnten nun in beliebiger Zahl, schnell und leicht wiederholbar hergestellt und für alle Kirchen eines Bistums einheitlich verbreitet werden. Dieses Vorteils war sich die Kirche leicht und schnell bewußt und nützte ihn – auch hier zum Vorteil des Druckers, der die Marktlücke erkannt und ausgefüllt hat.

Beide Aufgaben für die junge Kunst konnten aber kaum einen dazu anregen, sich an einem Ort auf die Dauer seßhaft zu machen, zumal, wie es scheint, GUTENBERGS Ausgangspunkt, Bücher zu drucken wie sie einst geschrieben waren, mit Initialen, mit Bildern, in «gestochener Schrift», nur ganz selten – wenn überhaupt – Ziel dieser ersten Nachfahren des Meisters war.

Wenn es Ziel war – und wir folgen darin wieder der Darstellung von HAMMER –, dann sind diese «armen Idealisten» meist schnell und gründlich in den Bankrott geraten, sie haben ihre ganze Kunst, ihre ganze Kraft und Zeit für solche Bücher verwendet, sie haben manchmal auch Mäzene gefunden, die eine Zeitlang Geld hergaben, aber am Ende standen

sie allein, kamen in den Schuldturm, wurden aus den Städten verjagt, mußten sich bei anderen Meistern als Gesellen oder unbedeutende Hilfskräfte verdingen, verloren Hab und Gut.

Suchen wir die Spuren der ersten württembergischen Drucker, dann sind diese drei Kennzeichen immer wieder zu entdecken, freilich mit rühmlichen Ausnahmen, bei denen Geschäftssinn und künstlerisch-handwerkliche Verantwortung vereint, Beispielhaftes hervorbrachten.

Zwei Reutlinger Bürgersöhne und einer aus Blaubeuren, so scheint es, haben fast zur gleichen Zeit in Straßburg das Druckerhandwerk gelernt und haben es dann in ihre Heimat – freilich nicht in ihre Heimatstädte – gebracht. Die Brüder ZAINER – JOHANN und GÜNTHER – waren um 1465 oder etwas später ins Elsaß gekommen und kehrten drei, vier Jahre später zurück, der eine nach Augsburg, wo schon 1468 sein erster Druck nachgewiesen ist, der andere nach Ulm. Wenn wir dem «Königreich Württemberg» glauben dürfen, dann hat er dort 1469 angefangen zu drucken, andere, jüngere Quellen wollen allerdings, daß JOHANN ZAINER erst 1472 dort ansässig geworden sei. Beachtenswert ist zweierlei: daß beide ZAINER sich in einer der reichen Handelsstädte niedergelassen haben und daß beide wohl doch längere Zeit dort gewirkt haben, denn von GÜNTHER in Augsburg wissen wir, daß er 18 Jahre nach seinem Einzug in Augsburg dort 1486 das erste deutsche Schriftmusterbuch veröffentlicht hat, von JOHANN ist weniger Rühmliches bekannt: er wurde 1487, also 15 oder gar 18 Jahre nachdem er seine Druckerei gegründet hat, in Schuldhändel verstrickt und sechs Jahre später aus demselben Grund sogar der Stadt verwiesen. Wir hören von da an nichts mehr von ihm.

Beide ZAINER und der aus Gerhausen bei Blaubeuren stammende CONRAD FYNER, der ebenfalls in Straßburg, wie man vermutet, sein Handwerk gelernt hat, dürften Schüler von JOHANN MENTELIN gewesen sein, dessen erster Bibeldruck 1466 erschienen war und der auch den «Parzival» und den «Tituel» des WOLFRAM von ESCHENBACH noch in Kurzfassung nachgedruckt hatte. Man scheint in Reutlingen überhaupt schon früh und in vielen Bürgerhäusern die Zukunft des Druckergewerbes erkannt zu haben. Denn neben den beiden ZAINER sind fast zur gleichen Zeit noch zwei Reutlinger Druckergesellen in Straßburg, und beide haben sich in der Heimat dann auch seßhaft gemacht. Da ist

MICHAEL GREYFF, dessen Nachfahren sich bald der Mode entsprechend GRYPHIUS nennen, der wohl der erste Reutlinger Drucker war, wie WIDMANN in seiner Geschichte der Reutlinger Druckereien in der Festschrift für den Verlag Ensslin und Laiblin feststellt. Der jüngste Reutlinger dieser Generation war JOHANN OTMAR, den wir wahrscheinlich auch zu dieser Straßburger Drucker-Gesellschaft rechnen müssen und der wahrscheinlich auch in Straßburg studiert und dort seinen magister artium gemacht hat. Von beiden ist noch die Rede.

FYNER gründete seine erste Druckerei in Esslingen. Auch er wandte sich also in eine Reichsstadt, in der er wohl mit Einblattdrucken ein Geschäft zu machen hoffte, das seine Leidenschaft, den Buchdruck nach MENTELINS Muster in Straßburg, finanzieren sollte. Während in Ulm die Tradition des Buchdrucks trotz dem Mißgeschick des ersten Druckers JOHANN ZAINER ununterbrochen weitergeht – 1484 wird ein gebürtiger Ulmer namens LIENHART HOLLE genannt, womöglich ein Schüler ZAINERS, der allerdings 1492 dessen Schicksal teilt und ebenfalls der Stadt verwiesen wird, von 1493 an ist KONRAD DINKMUT bekannt, 1484 übernimmt JOHANN REGER die Druckerei HOLLES, von 1492 bis 1496 ist auch JOHANN SCHÄFFLER in Ulm, von dem noch die Rede sein wird –, bricht in Esslingen die Tradition zunächst ab, wenn CONRAD FYNER die Stadt verläßt. Dieses Ereignis, daß ein offensichtlich erfolgreicher Drucker, der allem Anschein nach auch das alleinige Monopol in der Reichsstadt besitzt, diese Pfründe aufgibt und nach Urach übersiedelt, hat die Historiker von Anfang an beschäftigt. War FYNER einer jener großen, unverbesserlichen Idealisten, denen es so sehr gar nicht ums Geld ging als vielmehr um die Kunst?

Wir wissen genau, warum FYNER nach Urach ging: die Stadt war Residenz des württembergischen Herzogs, und EBERHARD im Bart, der Gründer der Tübinger Universität, war nicht nur Humanist und Förderer der Wissenschaften, er war auch ein Büchernarr. Er hat offensichtlich FYNERS Werkstatt in Urach eingerichtet, er hat die schönsten damals in Württemberg gedruckten Bücher bei FYNER bestellt und die Unsummen dafür zunächst auch bezahlt. FYNERS Schriftenvorrat muß einmalig gewesen sein für seine Zeit, ihm müssen Holzschneider zur Verfügung gestanden haben, die höchsten Rang in ihrem Beruf hatten, die Illustration und Illumination der Geschichtenbücher ist exzellent.

Aber gerade hier haben wir ein Beispiel dafür, daß sich der Drucker, der nur der Kunst lebt, ruiniert. Der Herzog zahlte nicht mehr, weil die Geschichte zu teuer wurde, außerdem kostete seine Universi-

tätsgründung in Tübingen viel Geld, und schließlich verlegte er seine Residenz bei der «Wiedervereinigung» des Landes 1482 nach Stuttgart. Das war ein völlig unbedeutender Platz, dem man zu Bedeutung verhelfen mußte – und auch das kostete Geld. Also mußte der Fürst sich zuerst bei seinem Hobby einschränken. Und das schien ihm – nachdem FYNER einige Prachtdrucke für die Bibliothek des Herzogs geliefert hatte – nicht mehr sehr schwer gefallen zu sein.

Was ist aus FYNER geworden? Die Quellen streiten sich. Nach DRUCKENMÜLLER ging er mit dem Herzog nach Stuttgart, freilich ohne Glück. Schon ein Jahr später, nachdem er die Inkunabel von der Königswahl MAXIMILIANS in Stuttgart gedruckt haben soll – also nach 1481 –, sei er selbst aus der Stadt verschwunden. Nach HAMMER verschwindet FYNERS Name aus der Buchdruckergeschichte mit dem Jahr 1481 in völligem Dunkel. Seine Druckerei freilich habe weiterbestanden oder sei geteilt worden. Der MAXIMILIAN-Druck aus Stuttgart stamme von einem HANS (JOHANN) SCHEFFLER (SCHÄFFLER, auch SCHÄFFNER genannt). Dieser SCHEFFLER sei in Urach geboren und wohl Geselle oder gar Meister bei FYNER gewesen. Er habe als Wanderdrucker mit den Typen aus FYNERS Druckerei in Stuttgart 1486 den MAXIMILIANSdruck hergestellt, sei dann 1492 in Ulm gewesen, 1495 habe er in Freising gedruckt, 1496 wieder in Ulm und sei schließlich nach Konstanz gezogen und dort seßhaft geworden, da man ihm am Sitz des Bischofs genug Druckaufträge gegeben habe. Das Ende der SCHEFFLERSchen Druckerei liegt im Dunkel.

Andere Teile aus den Beständen der FYNERSchen Druckerei in Urach tauchen später auch bei dem Drucker OTMAR auf, der in Reutlingen und Tübingen eine bedeutende Rolle gespielt hat. Vor allem Holzstöcke zur Illustration aus FYNERSchen Büchern habe OTMAR – sagt HAMMER – für seine Publikationen verwendet.

In Stuttgart war – folgen wir HAMMER – nach dem Wanderdrucker von 1486 kein Drucker mehr ansässig, ja, es scheint, daß sogar Wanderdrucker die Stadt gemieden haben. Die Herzöge mußten wohl oder übel wieder auswärts drucken lassen. Uns ist nicht bekannt, wann und wo dies geschehen ist, vielleicht wie vordem in Reutlingen und Ulm – wie einst die Bekanntmachung über die Eröffnung der Universität Tübingen, die (schon 1477) der Wanderdrucker KONRAD MANCZ in Blaubeuren gedruckt hat, der dort auch schon 1475 ansässig gewesen sein muß, wenn auch wahrscheinlich nicht ständig, oder der Brief EBERHARDS an Herzog SIGMUND von

ÖSTERREICH, datiert aus Urach 1476, den GREYFF in Reutlingen druckte.

1522 taucht in Stuttgart ein anderer Wanderdrucker auf, der ein recht unstetes Leben geführt hat. HANS von Erfurt wird er allgemein genannt, über seinen richtigen Namen liegen zwei Versionen vor: STEIFF nennt ihn HANS SPORER aus Erfurt, HAMMER und WIDMANN sagen, er heiße HANS WERLICH aus Erfurt. Nach DRUCKENMÜLLER hat er noch um 1500 in Erfurt gedruckt, war um 1515 bis 1519 in Augsburg, hat 1520 die Konjunktur des Wormser Reichstags genutzt und dort unter anderem auch das Ausschreiben des württembergischen Landschaftsausschusses an die Ritterschaft, die Einberufung des Landtags betreffend, gedruckt, und taucht dann 1522 oder 1521 in Stuttgart auf. Hier habe er, obwohl die Stadt unter österreichischer Herrschaft stand, die Reformation und ihre Schriften also verfolgt wurden, dennoch reformatorische Texte und Flugblätter gedruckt, auch hier ein Konjunkturritter, der genau wußte, was zu verkaufen war. Denn das Volk riß sich um diese geheimen und verbotenen Schriften – nur freilich, den Drucker kostete dieser Wagemut die Existenz, er mußte Stuttgart von heute auf morgen verlassen und floh nach Reutlingen. Nach STEIFF hat HANS in Stuttgart außer den 105 Exemplaren «Der Landschaft Württemberg Freiheit» 18 reformatorische Drucke hergestellt und ist erst 1524 geflohen, nach HAMMER taucht HANS schon 1522 oder 1523, nach WIDMANN erst 1525 in Reutlingen auf und druckt dort bis 1532.

HAMMER berichtet, HANS von Erfurt sei 1532 der Stadt verwiesen worden und habe, zur Deckung aller seiner Schulden, seine Druckerei zurücklassen müssen. Wer sie dort übernommen hat, wird nicht berichtet. Nach anderen Quellen war HANS schon vorher nicht mehr selbständiger Drucker, sondern unter anderem um 1530 als Setzer (Geselle) bei MORHART in Tübingen. WIDMANN sagt, er habe bei MORHART auftraglose Zeiten als Setzer überbrückt. Der dritte Stuttgarter Drucker – nach SCHEFFLER und HANS von Erfurt – erscheint am 28. April 1597. Es ist MAX FÜRSTER, der von Ansbach zuzieht, aber, wie man annimmt, aus Tübingen gebürtig ist. Von 1600 an wird er ständig im Meßkatalog der Frankfurter Buchmesse geführt, für 1598 und 1599 sind Stuttgarter Drucke – wahrscheinlich von FÜRSTER – in den Meßkatalogen belegt. FÜRSTER ist der Gründer einer ununterbrochenen Stuttgarter Buchdruck-Tradition, die bis in die Gegenwart reicht: die KRÖNERSche Druckerei geht auf ihn zurück. Als Berufe gibt er in der Steuerliste der Stadt an, er sei Buchdrucker, Freifechter und Kriegsmann – wir sehen, man brauchte demnach noch einträglige

Nebenberufe, wenn man sich als Drucker halten wollte. Etwas vorteilhafter sieht es mit den Tübinger und Reutlinger Druckern aus, vor allem, seit in Tübingen die Universität gegründet wurde.

Der Kontakt zwischen beiden Städten scheint auf diesem Gebiet stets sehr lebhaft und eng gewesen zu sein, wenngleich die Tübinger auch in Ulm, Straßburg, Hagenau und Pforzheim haben drucken lassen. Ehe in Tübingen eine Druckerei seßhaft wurde, eröffnete zuerst der schon genannte MICHAEL GREYFF seine Offizin in Reutlingen. WIDMANN weist ihm einen Brief des Grafen EBERHARD an den österreichischen Herzog SIGMUND nach, der von 1476 datiert und in Reutlingen gedruckt ist, nach WIDMANN sind bei GREYFF auch mehrere Kalender gedruckt worden, nachweisbar einer von 1478 und einer von 1495, dazwischen nach den Typen zu schließen auch von 1486 und 1491. Es dürfte sicher sein, daß GREYFF sogar für jedes Jahr in dieser Zeit einen Kalender gedruckt hat – aber sie sind nicht erhalten geblieben. GREYFF selbst druckt in Reutlingen bis 1514 und WIDMANN schreibt ihm 165 Drucke zu. Die Nachkommen wandern aus, man findet den Namen GRYPHIUS und das Druckerzeichen, den Greifen in Lyon, Paris und Venedig.

Johann OTMAR dürfte um dieselbe Zeit wie GREYFF in Straßburg gelernt haben, aber er hat zuvor oder danach auch –wahrscheinlich dort – studiert und seinen Magister artium gemacht. Er eröffnet in Reutlingen 1482 eine Druckerei, aber schon 1497 verläßt er seine Heimatstadt und übersiedelt nach Tübingen. Schon bei GREYFF haben Tübinger Magister Reutlinger Drucke korrigiert, aber wir wissen, daß OTMAR sein eigener Korrektor war, also wird OTMAR versucht haben, an Ort und Stelle, nämlich in Tübingen, den Kontakt zu pflegen.

Korrektor – das war in der ersten Zeit des Druckens einer der wichtigsten Mitarbeiter überhaupt: er suchte die Literatur aus, die gedruckt werden sollte, er überarbeitete die Handschriften, machte sie druckfertig und sah schließlich am Ende nach, ob die Übertragung von der Handschrift in den Druck auch gelungen war. Ein solcher Korrektor mußte Gelehrter sein, einmal, weil er ja den Stoff beherrschen mußte, den er für den Druck auswählte, zum anderen, weil er das Lateinische und Griechische beherrschen mußte, die als Gelehrtensprachen galten. Er mußte auch die Fehler erkennen, die sich in den über Jahrzehnte immer wiederholten Abschriften durch Lese- und Schreibversehen eingeschlichen hatten, solange noch die alten Handschriften abgeschrieben oder nachgedruckt wurden, und er mußte schließlich Handschriften lesen können.

Deshalb nimmt es nicht wunder, daß die meisten

Drucker sich einiger Gelehrter versicherten, die diese Arbeit für sie taten, und deshalb nimmt es auch nicht wunder, daß der Korrektorenberuf, auch nachdem er schon auf das Korrigieren des Satzes eingeschränkt war, noch über Jahrhunderte von jungen Wissenschaftlern ausgeübt wurde.

JOHANN OTMAR wirkte bis 1502 in Tübingen. In seiner Setzerei arbeitete er mit fünf verschiedenen Alphabeten, und insgesamt 14 Bücher verließen seine Offizin in der Universitätsstadt. 1502 zog er nach Augsburg, wo er 1517 starb. 1513 wird dort sein Sohn SYLVANUS OTMAR als Drucker neben ihm genannt, 1541 erfahren wir von seinem Enkel VALENTIN, daß der ebenfalls in Augsburg Drucker sei, und um 1603 taucht in Prag ein Drucker JOHANN OTMAR auf, der wohl ein Urenkel unseres Tübinger Druckers gewesen sein könnte. Es bildeten sich also Dynastien, Druckergeschlechter, die den Erfolg ihres Gewerbes ausbauten und verbreiteten.

Zwischen 1502 und 1511 scheint es, hat man wieder vorzüglich in Reutlingen für die Universität gedruckt. Erst 1511 taucht ein neuer Drucker in Tübingen auf: THOMAS ANSHELM, in Baden-Baden geboren, der in Basel studierte und – wie es scheint – in Straßburg zunächst das Gewerbe gelernt und dann dort auch selbst gedruckt hat. Er war wohl von 1488 bis um die Jahrhundertwende im Elsaß und kam um 1500 nach Pforzheim (nach anderen Quellen schon 1495). ANSHELM ist der Drucker der badischen Humanisten – Freund REUCHLINS und später MELANCHTHONs, seine Korrektoren waren PHILIPP MELANCHTHON, NICOLAUS GERBEL, PAUL GEREANDER und JOHANNES HILTEBRANT. ANSHELM kam im Juli 1511 nach Tübingen und blieb bis zum Sommer 1516 dort. Im Herbst dieses Jahres zog er nach Hagenau im Elsaß, das damals die elsässische Metropole der Druckerei wurde, und starb 1522 wohl in Pforzheim. Seit 1507 taucht der Name seiner Druckerei ständig in den Meßkatalogen der Frankfurter Buchmesse auf. Die Hagenauer ANSHELM-Pressen übernimmt 1522 JOHANN SECERIUS, Mitarbeiter und Schwiegersohn ANSHELMS, der seinen deutschen Namen SETZER latinisiert hatte. Auf ihn folgt PETER BRUBACH, den wir später in Schwäbisch Hall wiederfinden. REUCHLIN, der zuvor fast ausschließlich bei seinem Studienfreund JOHANN AMERBACH in Basel hatte drucken lassen, war schon 1503 zu ANSHELM gewechselt und diesem wie seinen Nachfolgern trotz manchem Ärger treu geblieben. AMERBACH, der wie GREYFF um 1476 anfangen zu drucken, sei übrigens – sagt WIDMANN – kein gebürtiger Reutlinger, wie man früher öfter angenommen hatte, sondern stamme aus Amorbach im Odenwald. Aber er hat, wie REUCHLIN, in Paris und Ba-

sel studiert und dürfte deshalb auch mit OTMAR und den anderen Reutlingern wohl befreundet gewesen sein.

In Tübingen trat nach ANSHELMS Weggang wieder eine Pause von sieben Jahren ein, bis sich der nächste Drucker hier niederließ: Auch ULRICH MORHART kommt aus Straßburg, wo er von 1519 bis 1522 nachgewiesen ist. Seitdem wird in Tübingen ununterbrochen gedruckt. MORHART, in Augsburg geboren, ist kein Buchkünstler mehr, er ist auch kein Gelehrter, er ist Gewerbsmann, Handwerker. Auch als Verleger betätigt er sich nicht, so wenig wie als Buchhändler. Er versteht es vor allem auch, den Kontakt zu Amts- und Regierungsstellen zu pflegen, denn bis 1597 werden in seiner Offizin – auch noch unter seinen Nachfolgern – die Verordnungen der Stuttgarter Regierung in Tübingen gedruckt.

Als MORHART 1554 stirbt, übernehmen seine Stieföhne aus zweiter Ehe, OSWALD und GEORG GRUPPENBACH, die Druckerei. Es kommt in dieser Epoche sogar zu einer Neugründung in Urach im Zusammenhang mit der MORHART-Nachfolge. Auch der Sohn ULRICH aus erster Ehe eröffnet in Tübingen 1558 eine eigene Offizin. 1568 druckt hier ALEXANDER HOCK, dem 1609 DIETRICH WERLIN folgt.

In ANSHELMS Druckerei ist der erste vollkommene hebräische Druck in einer deutschen Druckerei erschienen, für die der Meister, der seine Arbeit an den künstlerischen Drucken des ALDUS MANUTIUS orientierte, eine eigene Schrift hatte stechen lassen. Unter ULRICH MORHART, dessen Mäzene die Truchsess von WALDBURG, aus den Bauernkriegen bekannt, waren, erschienen die ersten slawischen (windischen) Drucke, deren Schriften im Dreißigjährigen Krieg unter österreichischer Herrschaft z. T. in den Vatikan gebracht worden sind, waren die Drucke doch von reformatorischen Autoren veranlaßt. Auch die erste kyrillische und glagolitische Schrift in Deutschland wurde für die MORHART-GRUPPENBACHSche Druckerei gestochen, und zwar von Nürnberger Stempelschneidern.

Süddeutsche Drucker sind es übrigens auch, die – ob direkt oder indirekt von Straßburg aus, sei offen – zum Beispiel in Paris die ersten Druckereien gründeten: MARTIN CRANTZ, MICHAEL FRIBURGER und ULRICH GERING; ein Reutlinger – noch ein Reutlinger! – gründet 1483 in Rom eine Druckerei und auch manche norditalienischen Druckereien, die schließlich von 1494 an in Venedig ihre höchste Blüte unter ALDUS MANUTIUS erlebten, sind Gründungen meist süddeutscher Wanderdrucker.

Justin Heinrich Knecht – schwäbischer Komponist und Musikgelehrter

Eberhard Stiefel

I
Eine Gegenüberstellung der Musikgeschichte etwa Mittel- oder Norddeutschlands mit der Württembergs zeigt deutlich, daß dieses Land nicht gerade gesegnet war mit schöpferischen Meistern, vor allem nicht mit solchen, die das allgemeine musikhistorische Bild zu prägen vermochten¹. Wenn schon herausragende Komponisten hier ihre Tätigkeit ausübten, wie HEINRICH FINCK, LEONHARD LECHNER, JOHANN PACHELBEL, NICCOLO JOMELLI, CARL MARIA VON WEBER oder in neuerer Zeit beispielsweise HUGO DISTLER, wären sie bestimmt keine gebürtigen Schwaben. Gewiß hat es auch im Württembergischen schon immer tüchtige, kompositorisch begabte Musiker gegeben. Aber bei ihnen handelte es sich doch – etwas pauschal ausgedrückt – um Kleinmeister. Ihre Werke vermochten in der großen Musikgeschichte keinen wesentlichen Akzent zu setzen. Mit einigen Ausnahmen freilich, man denke etwa an den bedeutenden ERASMUS WIDMANN aus Schwäbisch Hall, der im 17. Jahrhundert ganz entschieden die Entwicklung der Instrumentalkanzone beeinflusste², oder an JOHANN RUDOLF ZUMSTEEG, den wichtigsten Balladenkomponisten vor SCHUBERT³. Stellt man die Großen der schwäbischen Geistesgeschichte dagegen, wird die Frage unvermeidlich: Liegt es an der Stammesart, an der Besonderheit des schwäbischen Geistes, daß dieses Land zwar Dichter wie SCHILLER, UHLAND, MÖRIKE, aber keinen Musiker wie BACH, BEETHOVEN, MOZART hervorbringen konnte?

Eine plausible Beantwortung dieser schwierigen Frage steht bislang noch aus und dürfte auch in Zukunft nicht zu erwarten sein. Man sollte jedoch davon ausgehen, daß es nicht an einem offensichtlichen Desinteresse gegenüber der Musik, am Fehlen musikalischer Traditionen in Württemberg liegen kann, denn die Pflege der Musik blickt an den Höfen, in den Reichsstädten und in den Klöstern auf eine stolze Vergangenheit zurück.

Unter den schwäbischen Musikern, die zu ihrer Zeit in ihrem Bereich – ohne wesentliche «Fernwirkung» allerdings – Bemerkenswertes geschaffen haben, ragt der Biberacher Komponist und Musikgelehrte JUSTIN HEINRICH KNECHT besonders hervor. Sein Wirken und Schaffen verdienen es, wieder einmal in das Bewußtsein der Gegenwart zu dringen. Vor sechs Jahren wurde KNECHT anläßlich der Wiederkehr des 150. Todestages von seiner Heimatstadt Biberach in einer Feierstunde gebührend geehrt.

Musik von ihm erklang, und der Verfasser dieses Beitrages versuchte in der Gedenkrede eine Zusammenschau des Werkes KNECHTS unter zeitgeschichtlichen, soziokulturellen und stilistischen Aspekten⁴. In Biberach selbst war und ist man stets bemüht, die Erinnerung an den neben CHRISTOPH MARTIN WIELAND wohl bedeutendsten Sohn der ehemaligen Reichsstadt lebendig zu erhalten. Aber im übrigen ist es um KNECHT wieder recht still geworden.

Die vorliegende Zusammenfassung ist als eine Würdigung der eigenwilligen und unter den schwäbischen Komponisten herausragenden Persönlichkeit JUSTIN HEINRICH KNECHTS gedacht. Hier ist jedoch zu vermerken, daß seltsamerweise bisher seine Kompositionen und musiktheoretischen Schriften noch keiner eingehenden musikwissenschaftlichen Analyse unterzogen wurden. Ohne Zweifel würde sich eine solche Untersuchung lohnen. Auch zu einer Neuausgabe eines seiner Werke ist es vorläufig nicht gekommen. Dies wäre selbstverständlich die wichtigste Voraussetzung für eine durchaus wünschenswerte «KNECHT-Renaissance».

II

Im Grunde genommen vollzog sich die musikalisch-künstlerische und geistige Entwicklung KNECHTS⁵ unter einem glücklichen Stern. Dazu gehört einmal die Tatsache, daß er am 30. September 1752, zwei Jahre nach dem Tod JOH. SEB. BACHS und vier Jahre vor der Geburt MOZARTS, mitten in einer musikalischen Stilwende also, in jene beachtenswerte Tradition Biberacher Musik- und Theaterpflege hineingeboren wurde. Da war der Vater, Collaborator und evangelischer Kantor, der dem Knaben ersten Musikunterricht erteilte, und die Mutter, eine geborene HILLER, die wie die KNECHTS durch ihre Familie mit dem Biberacher Theater eng verbunden war⁶; weiter das Biberacher «Alumnat» als Pflegestätte des kirchlichen Chorgesanges und der Instrumentalmusik, in das der Zehnjährige aufgenommen wurde; und dann die Lateinschule mit dem vortrefflichen Rektor DOLL, der den Knaben in die lateinische Sprache, in Geschichte, Geographie, Logik und Arithmetik einführte und ihm damit eine solide Wissensgrundlage vermittelte. Nicht zuletzt ist der Einfluß der Persönlichkeit CHRISTOPH MARTIN WIELANDS zu erwähnen, der die ungewöhnliche musikalische Begabung KNECHTS früh erkannte

und ihm schon im Alter von 11 Jahren die Möglichkeit gab, Singspiele («Zur Feier des Hubertusburger Friedens», «Josua» und «Kain und Abel») für das Biberacher Theater zu komponieren und selbst dabei mitzuwirken. Die satztechnischen Grundlagen erarbeitete er sich zunächst autodidaktisch, dann bei dem katholischen Organisten CRAMER, einem offenbar fähigen Theoretiker, der ihn im Orgelspiel unterrichtete. MARTIN WIELAND war es auch, der den jungen KNECHT auf Schloß Warthausen, jenem «Musenhof»⁷ einführte, wo ihm sicher der kunstliebende Graf FRIEDRICH VON STADION, bedeutender ehemaliger kurmainzischer Politiker und Grandseigneur alter Schule, als Schloßherr großen Eindruck machte. Hier war es natürlich die kleine und in ihren musikalischen Leistungen vermutlich bescheidene Hofkapelle, die KNECHTs besonderes Interesse fand und ihm die unmittelbare Begegnung mit zeitgenössischen Kompositionen vermittelte. Um welche Art von Musik es sich dabei handelte, geht aus einer Briefstelle MARTIN WIELANDS⁸ hervor: *Der Tag . . . endet (gewöhnlich) mit Konzerten von Jomelli, Graun oder ihresgleichen.*

Wesentliche Einblicke in die Musik seiner Zeit erhielt KNECHT auch durch die von JOHANN MAXIMILIAN KICK in Biberach eröffnete Musikalienhandlung, deren Sortiment erstaunlich aktuell und reichhaltig war⁹.

Nimmt man alle diese Tatsachen zusammen, scheint es doch recht bemerkenswert, daß KNECHT schon in ganz jungen Jahren und ohne aus Biberach hinauszukommen, maßgebliche Richtungen der Musik in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts kennengelernt hatte, vor allem Werke der Mannheimer Schule und der Wiener Klassiker, aber auch solche der Norddeutschen (GRAUN, BENDA, PH. E. BACH) und der Italiener (z. B. PERGOLESÌ).

Damit waren die geistigen und künstlerischen Bildungsmöglichkeiten, die Biberach dem jungen KNECHT bieten konnte, im großen und ganzen erschöpft. Der begabte und lernbegierige JUSTIN HEINRICH hatte sie optimal genutzt, von vielen Seiten darin unterstützt. Die Frage, was nun mit ihm weiterhin geschehen sollte, fand wiederum die denkbar beste Lösung. Durch freundschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Reichsstädten Biberach und Eßlingen, insbesondere aufgrund der Stiftung des ehemaligen Biberacher Bürgermeisters DANIEL HILLER, wurde KNECHT im Herbst 1768 im Alter von 16 Jahren in das Collegiatstift in Eßlingen aufgenommen. In dieser ausgezeichneten Bildungsinstitution, die A. BOPP in ihrer Bedeutung für Schwaben etwas überschwänglich sogar mit der Leipziger Thomasschule vergleicht¹⁰, erhielt

KNECHT in den folgenden drei Jahren fundierte wissenschaftliche und künstlerische Grundlagen und vielfältige Anregung, etwa durch den Rektor BÜCKH, durch die Pflege der Kirchenmusik und den Orgelunterricht bei GEORG DAVID SCHMID, der ihm die Stellvertretung im Organistenamt an der Stadtkirche übertrug. Auch SCHUBART lernte er in Eßlingen anlässlich eines Besuchs bei seinem Schwager BÜCKH kennen und war von dem Feuerkopf begeistert¹¹.

III

Die eigentliche Tragik im Leben und Schaffen JUSTIN HEINRICH KNECHTs begann damit, daß man ihn nach der erfolgreichen Esslinger Zeit im Alter von 19 Jahren in Biberach sogleich zum Präzeptor an der Lateinschule und zum Musikdirektor bestellte, anstatt ihm weitere Studien zu ermöglichen. Die öfters gestellte Frage, was aus KNECHT geworden wäre ohne diese allzu frühe Belastung mit Amt und Würden, ist müßig. Was ihn immer wieder bedrängte, war jedenfalls der Wunsch, einen größeren und bedeutungsvolleren Wirkungskreis zu erhalten, wie er es dem inzwischen zum Erfurter Universitätsprofessor berufenen MARTIN WIELAND gegenüber äußerte, nämlich *in eine meinem Genie angemessenere Sphäre versetzt zu werden*¹². Freilich sollte man auch nicht jene Bemerkung KNECHTs unbeachtet lassen, die er über sein stetes Vorbild Abbé VÖGLER 1786 an WIELAND schrieb: *Er (Vogler) hat auch im Sinn, mich, wenn er kann, nach München zu ziehen, welches ich aber wegen der ungewissen Lage der Dinge niemals eingehen werde*¹³. Daraus geht deutlich hervor, daß KNECHT nicht dieses Wagnis auf sich nehmen wollte, so sehr es ihn gelockt hätte. Politische und familiäre Gründe könnten vielleicht mitgespielt haben. Näher liegt allerdings die Vermutung, daß er vor einer wirklich großen Aufgabe zurückschreckte, selbst im Alter von 34 Jahren. Was ihn zurückhielt, war das ihm gemäße Leben und Arbeiten in der Heimatstadt, wo schon in frühester Kindheit seine außergewöhnlichen Fähigkeiten erkannt wurden, wo man ihm, freilich in angemessen bescheidenem Stil, alle Möglichkeiten zur künstlerischen Entfaltung gab. Man denke nur an die Musik zu den Biberacher Theateraufführungen, an die von ihm geleiteten sogenannten «Stehenden Konzerte» (mit gedruckten Erläuterungen, die zuvor den Abonnenten in wirklich musikerzieherischer Absicht zugesandt wurden¹⁴) oder an die Kirchenmusik. Hier in Biberach wurde ihm auch jene Stille zuteil, die er zum eigenen Schaffen dringend brauchte. Es ist bezeichnend, wenn KNECHT 1792 im Vorwort zu seinem großen «Elementarwerk der

Harmonie und des Generalbasses» des Senators und Zunftmeisters JOHANN CASPAR HETSCH gedenkt, *welcher meiner stillen Muse an demjenigen Orte, wo damals Wieland seine unsterblichen Werke dichtete, einen ländlichen und einsamen Aufenthalt bisher gestattet hat.*

Es gereicht heute noch dem Magistrat der Reichsstadt zur Ehre, daß er sich 1792 dazu durchgerungen hat, KNECHT vom Präzeptorat zu befreien und nur noch als Musikdirektor wirken zu lassen. Das war nicht nur eine schöne Geste, sondern ein sichtbares Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung. Ohne Zweifel steht hinter diesem Entschluß auch die klare Erkenntnis der außergewöhnlichen Künstlerpersönlichkeit KNECHTS, dessen ganze Schaffenskraft der Musik zur Verfügung gestellt werden mußte. Musiksoziologisch gesehen vollzog sich hier jener bemerkenswerte Übergang vom Präzeptor und Kantor in Personalunion zum hauptamtlichen reichsstädtischen Musikdirektor, eine zu dieser Zeit noch höchst seltene Erscheinung.

Durch zahlreiche veröffentlichte Kompositionen, wissenschaftlich fundierte musiktheoretische Abhandlungen, besonders auch durch das 1799 in Verbindung mit Pfarrer CHRISTMANN herausgegebene «Württembergische Evangelische Choralbuch» erfreute sich KNECHT allmählich eines vorzüglichen Rufes weit über die Grenzen des Schwabenlandes hinaus. So war es kein Wunder, daß auch das württembergische Königshaus auf KNECHT aufmerksam geworden war. Nach einem Bewerbungsschreiben und der Vorlage einer von ihm komponierten Opernszene wurde er im Dezember 1806 nach Stuttgart berufen, um, wie es in den Akten heißt, *seine Talente in Absicht auf die Direktion eines Orchesters prüfen zu lassen*¹⁵. Diese vorläufige Berufung erforderte von dem damals Vierundfünfzigjährigen eine unerhörte, man ist versucht zu sagen, gewaltsame Umstellung. Bis dahin war sein Leben in verhältnismäßig ruhigen, gesicherten Bahnen verlaufen. Vermutlich wurde ihm erst in Stuttgart so recht bewußt, welche Liebe, Verehrung und Verstehen man ihm in seiner Heimatstadt seit seiner Kindheit entgegengebracht hatte. Aus dieser Geborgenheit wurde er nun plötzlich herausgerissen und in eine völlig anders geartete Welt hineingestellt. Diesem Neuen, das in der Stuttgarter Hofoper auf ihn wartete, war er nun einfach nicht mehr gewachsen, weil es – wir möchten dies mit allem Vorbehalt ausdrücken – seinem innersten Wesen nicht entsprach. Hatte er es in Biberach in der Hauptsache mit Laienmusikern und -sängern zu tun, die aus reiner Begeisterung und Liebe zur Sache musizierten und ihren Meister vorbehaltlos be-

wunderten, stand er nun in Stuttgart vor einem Orchester, in dem zum Teil Virtuosen von Rang und Namen saßen, die den neuen Dirigenten mit ganz anderen Maßstäben maßen, als er es seither gewohnt war. Um die Hofmusiker und natürlich auch die Opernsänger überzeugen zu können, waren Erfahrung und Geschick im Umgang mit Künstlern notwendig. Beide Voraussetzungen fehlten KNECHT vollkommen. Intensives Ausfeilen schwieriger Stellen bei der Probenarbeit lag ihm nicht. Dazu kam noch, daß der Bürger und selbstbewußte Musikdirektor einer bis kurze Jahre zuvor freien Reichsstadt sich ohne Übergang in die ungewohnte Atmosphäre des Stuttgarter Hofes und seines Hoftheaters, also in die Welt des Absolutismus versetzt sah, die offenbar nicht zu ihm paßte. Man darf nur einen Brief nachlesen, den er aus Stuttgart an seine Frau daheim schrieb, um seine innere Not zu erkennen¹⁶. Es mußte so kommen, daß er nach zwei Jahren bitterer Enttäuschung entlassen wurde und in seine Vaterstadt zurückkehrte, in die Welt also, in der er sich wohlfühlte, und wo er ohne äußeren Zwang arbeiten konnte. Immerhin hatte die Stuttgarter Zeit seine Schaffenskraft keineswegs gelähmt – im Gegenteil: er stürzte sich dort geradezu in die Komposition, um die Welt um sich herum und seine Sorgen zu vergessen. So entstand neben melodramatischen Werken seine an MOZART gemahnende große Oper «Die Aeolsharfe», die allerdings nie aufgeführt wurde.

1814 erlitt KNECHT einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholen sollte. Er starb in Biberach am 1. Dezember 1817 im 66. Lebensjahr.

IV

Es gab kaum eine Gattung der Musik, der sich JUSTIN HEINRICH KNECHT in seinem kompositorischen Werk nicht angenommen hätte¹⁷. Von seinen zahlreichen Singspielen für das Biberacher Theater wurde vor allem «Der Schulz im Dorf» (1789) ein besonderer Erfolg und später oftmals wiederholt. Gesamtanlage, durchsichtige Instrumentation und geschickte Führung der Ensemblesätze lassen Einflüsse von MOZART erkennen. Meist nannte KNECHT diese Singspiele «Operetten» oder «Opern», wie etwa «Die treuen Köhler» (1782), «Die Entführung aus dem Serail» (1787), «Die Liebe auf dem Lande» (1802) oder die bereits erwähnte «Große Oper» in vier Akten, «Die Aeolsharfe» (1807).

KNECHTS symphonisches Schaffen ist durchweg programmatisch angelegt, vor allem die fünfsätzig Symphonie «Portrait de la Nature» (1784), in der tonmalerisch geschildert wird, *wie eine freundliche*

Gegend, die im Sonnenschein daliegt, in der die Vögel singen, die Quellen murmeln, der Hirte flötet, nach und nach von dunklen Wolken beschattet wird, wie drückende Schwüle sich ausbreitet, wie sich der Wind zum Sturm steigert, wie zuerst von ferne und dann immer näher der Donner grollt und die Erde unter seinen Schlägen erbeben macht, wie sich dann das Gewitter beruhigt, nach und nach verzieht und wie aus der erfrischten Natur die Dankgesänge der Menschen zum Himmel emporsteigen¹⁸. Die Vermutung, daß BEETHOVEN durch KNECHTS Natursymphonie zu seiner Sechsten Symphonie, der «Pastorale» angeregt wurde, liegt nahe¹⁹. Als weitere symphonische Werke mit programmatischem Sujet sind zu nennen die «Darstellung des tragischen Endes des Herzogs LEOPOLD von Braunschweig» (1785) und die «Schilderung der Abenteuer des Don Quixote» (1787). Im Zusammenhang mit KNECHTS Programmmusik ist auch eine Orgelkomposition zu erwähnen: «Die durch ein Donnerwetter unterbrochene Hirtenwonne. Ein Tongemälde für die Orgel» (1790), ein Werk, das durch die zahlreichen Orgelkonzerte des Abbé VOGLER (des hessischen Hofkapellmeisters GEORG JOSEPH VOGLER) weit und breit bekannt wurde.

Für die Kammermusik schrieb er u. a. Trios für Klavier, Violine und Violoncello und sechs Flötenduette (beide 1792). An Klavierkompositionen weist das Oeuvre KNECHTS zehn Sonaten (1800 und 1802) und eine «Sammlung auserlesener Klavierstücke» (1811) auf. Im Mittelpunkt des instrumentalen Schaffens stand bei KNECHT jedoch die Orgel, für die er eine große Zahl von Präludien, Fugen, Fantasien, Versetten komponierte. Große Verdienste um die evangelische Kirchenmusik Württembergs erwarb er sich durch die Herausgabe des Württ. Choralbuches (1799, zusammen mit Pfarrer JOHANN FRIEDRICH CHRISTMANN), das viele eigene Kirchenliedmelodien enthielt²⁰. Der Erfolg dieses Choralbuches machte KNECHT so bekannt, daß er sogar von der bayrischen Regierung den Auftrag bekam, für die dortige Evangelische Landeskirche ebenfalls ein Choralbuch herauszugeben.

Hohe Anerkennung fanden auch KNECHTS Lehrwerke, so vor allem das «Elementarwerk der Harmonie und des Generalbasses» (1792²¹), in dem alle damals möglichen Akkorde entsprechend der von KNECHT hochgeschätzten Akkordlehre des Abbé VOGLER sozusagen statistisch erfaßt wurden, und die «Vollständige Orgelschule in drei Abteilungen» (1795). Gerade dieses letztgenannte Werk ist außerordentlich umfassend, didaktisch klug angelegt und bringt eine Fülle praktischer Beispiele, wobei in einzigartiger Weise sowohl evangelische wie katholische «Spielformen» gleiche Berücksichtigung fin-

den – ohne Zweifel eine Auswirkung der evangelisch-katholischen Parität Biberachs.

Sicher findet sich im Werk KNECHTS da und dort Banales, etwa in manchen Singspielen oder auch in einzelnen Choralmelodien, was ganz und gar dem Zeitgeist verhaftet und billigerer Gebrauchsmusik zuzurechnen ist. Aber wer genauer hinzuhören vermag, dem offenbart sich doch eine Tiefe, eine Fülle der Gedanken und eine Meisterschaft in der Beherrschung kompositorischer Mittel und der musikalischen Formenwelt. Als einer der bedeutendsten schwäbischen Musiker verdient es JUSTIN HEINRICH KNECHT, nicht der Vergessenheit anheimzufallen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu z. B. EMIL KAUFFMANN, JUSTIN HEINRICH KNECHT, ein schwäbischer Tonsetzer des 18. Jahrhunderts, Tübingen 1892, 1 f.
- 2 GEORG REICHERT, ERASMUS WIDMANN. Leben, Wirken und Werk eines württ.-fränkischen Musikers, in: Darstellungen aus der Württ. Geschichte, Bd. 36, Stuttgart 1951
- 3 F. SZYMIKOWSKI, J. R. ZUMSTEEG als Komponist von Balladen und Monodien, Phil. Diss. Frankfurt/Main 1932, Stuttgart 1932
- 4 Erschienen in: Zeit und Heimat (Beilage der Schwäbischen Zeitung), 11. Jg. Nr. 1, Biberach 1968
- 5 Quellen: EMIL KAUFFMANN, JUSTIN HEINRICH KNECHT, s. Anm. 1; AUGUST BOPP, JUSTIN HEINRICH KNECHT. Ein Bild seines Lebens und Schaffens, Biberach 1917; ders., Das Musikleben der freien Reichsstadt Biberach unter besonderer Berücksichtigung der Tätigkeit JUSTIN HEINRICH KNECHTS, Kassel 1930 (BOPP konnte die Darstellung KAUFFMANNs durch wesentliche Fakten ergänzen); GEORG REICHERT, Artikel J. H. KNECHT in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart (MGG), Bd. 7, Kassel 1958
- 6 Vgl. SIEGLINDE BUTTSCHARDT, CHR. M. WIELAND als Schauspielregisseur, in: Zeit und Heimat (Beilage der Schwäbischen Zeitung), 12. Jg. Nr. 1, Biberach 1969
- 7 GABRIELE V. KÖNIG-WARTHHAUSEN, FRIEDRICH GRAF VON STADION, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, VIII, Stuttgart 1962, 128
- 8 Mitgeteilt ebda., a.a.O. 131
- 9 Der Katalog der daraus hervorgegangenen «Kick'schen Notensammlung», die in der Universitätsbibliothek Tübingen verwahrt wird, ist A. BOPP (1930) als Anhang beigelegt
- 10 A. BOPP 1930) a.a.O. 45
- 11 Vgl. A. BOPP (1930) a.a.O. 45
- 12 A. BOPP (1930) a.a.O. 54
- 13 E. KAUFFMANN, a.a.O. 69
- 14 A. BOPP (1930) a.a.O. 62
- 15 A. BOPP (1930) a.a.O. 67
- 16 Mitgeteilt in: E. KAUFFMANN, a.a.O. 62 f.
- 17 Ein nicht ganz vollständiges Werkverzeichnis in: E. KAUFFMANN, a.a.O. 70 ff.
- 18 A. BOPP (1930) a.a.O. 57 f.
- 19 Vgl. A. SANDBERGER, Zu den geschichtlichen Voraussetzungen der Pastoralsymphonie, in: Ausgewählte Aufsätze zur Musikgeschichte, 2. Bd., München 1924, 154 ff.
- 20 «Vollständige Sammlung teils ganz neu komponierter, teils verbesserter vierstimmiger Choralmelodien für das neue Württembergische Landesgesangbuch»
- 21 2. Auflage München 1814

Der Dichter ERNST BAUR wurde am 2. September 1889 in Hechingen geboren. Die Familie siedelte einige Jahre nach seiner Geburt in die Residenzstadt Sigmaringen über, wo der Junge die Schule besuchte und seine Jugend verlebte. Nach dem Abitur studierte BAUR Germanistik, Französisch, Latein und Geschichte in Freiburg, München und Paris. Sein Staatsexamen legte er 1912 in Bonn ab. Am ersten Weltkrieg nahm er als Offizier in einer berittenen Feldartilleriekompagnie teil. Nach der Demobilisierung ging er ins Rheinland. Seit 1919 war er Studienrat in Düsseldorf. 1945 wurde er Oberstudiendirektor in Mettmann, 1955 trat er in den Ruhestand. Am 29. November 1966 starb ERNST BAUR in München-Grünwald.

Die frühen dichterischen Werke, wohl mehr Versuche als ausgereifte Dichtungen, die in der Zeit zwischen 1908 und 1920 entstanden sind und in der Mehrzahl sich nicht erhalten haben, waren fast ausschließlich von der schwäbischen Heimat geprägt, von ihrer Landschaft, von ihren Menschen und von ihrer Geschichte. Das eigentliche dichterische Schaffen BAURS setzte mit der Novelle «Die Magdalenerin» ein, die 1923 erschienen ist.

In Düsseldorf fand BAUR während der zwanziger Jahre die Freundschaft der bedeutenden, in Düsseldorf lebenden westfälischen Dichter VICTOR MEYER-ECKHARDT, der ihn auf seine Begabung zum Drama, zur plastischen Menschengestaltung verwies, und KARL RÖTTGER, der BAUR zwar in den von ihm veranstalteten Vorlesungsabenden einmal aus seinem Drama «Vorreiter» lesen ließ, aber später ein zweites Mal aus seiner Prosa (aus dem Roman «Das Gebot der Liebe»), die er höher einschätzte als die Dramen. ERNST BAUR war und blieb vorwiegend Epiker und Dramatiker. Gedichte hat er nur verhältnismäßig wenige hinterlassen, die zu einem Teil den Briefen an MEYER-ECKHARDT beigelegt waren und so auch im Nachlaß MEYER-ECKHARDTs aufbewahrt werden.

In seinen Dramen (Tragödien, Lustspielen und Schauspielen) nimmt ERNST BAUR durchgehend historische Stoffe auf. Es handelt sich also um dramatische Dichtungen, die sich um historische Persönlichkeiten aufbauen: um den Major SCHILL und seine Offiziere, um Herzog BERNHARD von Weimar, um OTTO den GROSSEN (als er noch König war), um die Bürgermeisterin von Schorndorf usw.

ERNST BAUR geht in seinen Dramen nicht, wie etwa der Neuklassiker PAUL ERNST, von Ideen aus, son-

dern von den Personen. Sie werden als Charaktere vorgestellt, d. h. alle Personen, auch die kleineren Chargen, sprechen ihre persönliche Sprache. Das individuelle Sprechen ist ein wesentliches Merkmal der Dramen BAURS. Seine besondere Begabung lag darin, daß er es vermochte, den Schicksalsgehalt der jeweiligen historischen Epoche (meist eine Zeitwende) in den die Handlung tragenden Personen plastisch herauszuarbeiten.

Die Epik ERNST BAURS ist zweisträngig. Neben den historischen Erzählungen und Novellen stehen die Erzählungen und Romane, in denen Stoffe aus der Gegenwart verarbeitet wurden. Einige Erzählungen und Novellen wie der «Frühmesser von Sernatingen» und «KONRAD WIDERHOLD» und die Romane «Der Sohn» und «Das Gebot der Liebe» zeigen, daß der Dichter starke Bindungen an seine württembergische Heimat zeitlebens aufrecht erhalten hat.

Die Geschehnisse des Romans «Der Sohn» ereigneten sich in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und während des Krieges in einem Bauerndorf Schwabens. Gleichwohl handelt es sich nicht um einen Dorf- und Bauernroman oder um einen Heimatroman im engeren Sinne. Das schwäbische Bauerndorf ist eingebettet in das größere deutsche Land. Während des Krieges weiten sich die Handlungsräume nach Frankreich, nach Österreich, nach Polen, Galizien und Rußland aus. Die Menschen des Dorfes sind eingefügt in die übergreifenden gesellschaftlichen Zusammenhänge. Die schwäbische Landschaft erscheint in dem Roman nie isoliert, sondern ist in sehr enge Beziehungen zu den Menschen gesetzt. Die Beschaffenheit der Landschaft kann helfen, den Charakter der in ihr lebenden Menschen zu deuten, und in den Landschaftsschilderungen wird die Landschaft so gegenwärtig, wie die Handlungsträger des Romans sie im Ablauf ihrer Tage sehen und erfahren. Der Roman «Das Gebot der Liebe» spielt in einer schwäbischen Kleinstadt, kurze Zeit nach Beendigung des Ersten Weltkrieges.

Die Einstellung ERNST BAURS auf die historischen Stoffe oder auf die Stoffe aus der Gegenwart ist realistisch zu nennen. Bei den historischen Stoffen bedingt das ein gründliches Studium der Quellen, die die zeitlichen und landschaftlichen Bedingungen eingefangen haben, unter denen die herausgehobenen Personen lebten und handelten.

Der realistischen Einstellung den Stoffen gegen-

über entspricht ein realistischer Stil. Der Realismus BAURS ist aber kein bloß darstellender, d. h. abbildender oder Geschehenes (Vergangenheit) und Geschehendes (Gegenwart) wiedergebender Realismus, sondern ein die Zeitläufte und die Ereignisse deutender und zugleich gestaltender Realismus.

Das Lebenswerk BAURS wird abgerundet durch eine Anzahl Gedichte, die rhythmisch recht spröde sind, aber gerade daraus ihre eigentümlichen Wirkungen erzielen; durch künstlerische Beschreibungen von Fahrten und Wanderungen, durch eine ausgezeichnete Monographie zu Leben und Werk J. G. HERDERS, durch eine Literaturgeschichte für höhere Schulen und durch zahlreiche kritische Arbeiten (Buchrezensionen, Einführungen in das Werk und in das Leben bedeutender geschichtlicher Persönlichkeiten, weniger Persönlichkeiten des politischen als vielmehr solche des geistigen Lebens usw.), die in der Mehrzahl für den Rundfunk geschrieben worden sind.

Die Sprache ERNST BAURS redet nicht um die aufgeworfenen Probleme herum, hält sich an das Wesentliche, ist frei von sinnleeren, ästhetisierenden Schmuckreizen und von Klischees. Sie ist phrasenlos, trifft die Gegenstände, charakterisiert die Personen und ihre von der jeweiligen Zeit bestimmten Umstände genau und ist nicht zuletzt an den Höhepunkten der Handlungen echt dichterisch und inspiriert. Diese spezifische, von der Person des Dichters abhängige Behandlung der Sprache führt zu einer guten, wenn auch nicht herausragenden künstlerischen Qualität der Werke.

Das HEINRICH-HEINE-Institut der Stadt Düsseldorf konnte 1973 den Nachlaß des aus Hechingen gebürtigen ERNST BAUR erwerben. Wir bringen nachstehend daraus eine Erzählung «Die Votivtafel», die im Tal der Lauchert spielt.

Mancher, der überm Ölberg in der Kapelle zu Veringen an der Lauchert die Inschrift liest «Im Auftrag einer Kompanie des Römisch-Kaiserlichen Kürassierregiments anno 1704 renovieret und neu aufgemalen» denkt voll andächtiger Rührung der guten alten Zeit, da selbst aus rauhen Soldatenherzen so edelfromme Stiftungen erwachsen. Doch gilt auch hier das Wort, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und vermeldete Guttat hat eine recht absonderliche Ursache:

Keiner nämlich der hundert Reiter, die unterm Hauptmann Franz Xaver von Hornstein einen Winter lang im schwäbischen Städtlein Quartier bezogen, kannte Kirchen anders denn von außen, und

obschon der Name Gottes und seiner Heiligen ihren Reden Würze und Farbe gab, schmeckten sie so wenig nach Gebet wie ihr Wandel nach Sittsamkeit. Man lag zwar in Freundesland zum Schutz gegen streifende Marodeure aus jenen jahrelangen Händeln, die Habsburg mit dem gierigen Franzosenkönig um die spanische Erbschaft durchfocht, und hatte davon gewisse Verpflichtungen, zumal beim Einzug feierlich gute Ordnung zugesichert war und jeglicher Aufwand über Verköstigung und Obdach hinaus in blanker Währung bezahlt werden sollte. Allein es herrschte in diesen Zeitläufte beim Soldaten noch die Meinung, Bürger und Bauer seien inferiore Subjekte, dazu geschaffen, dem Wehrstand mit ihrer Hände Arbeit und gelegentlich ihren Weibern die Weile zu vertreiben; und so lebten die Kürassiere einen fetten Tag mit Fressen und Humpenschwingen und Spielen und zogen sich nicht das Geringste ab, als die Beutel leer und das letzte Beutestück an fahrende Händler verschachert war. So oft aber ein Veringer sich schwerhörig zeigte, einen neuen Krug zu zapfen, ehe der vorige bezahlt sei, schworen die bärtigen Kerle bei Himmel und Hölle und ihrer untadeligen Reiterehre und schickten die trotzdem Zaudernden zu ihrem Hauptmann, der lachend jede Bürgerschaft übernahm.

Er war selbst nach etlichem Probieren nebst dem rotbäckigen Kornett der Kompanie im Engel abgestiegen, weil Stuben und Küche dort am besten schienen, und hatte eine regelrechte Mast begonnen, insonderheit der Dienst bequem und von Feinden weit und breit nichts zu spüren war. Alle Mittag ließ der Freiherr genießerisch auftragen, was Stall und Wald und Bach abwechselnd boten, und trank dazu, wieviel eine ausgepichte Soldatengurgel immer schlucken kann; so kam es, daß an Dreikönig sein letzter Gulden auf den Eichentisch klimperte, wie die Mannschaft den ihren schon um Martini vertan hatte. Doch gleich dieser dachte auch der Hauptmann keinen Augenblick, sich darum einzuschränken, und der Wirt sah allmählich trübe nach der Schenkentür, deren Felder die Kreidestriche kaum mehr faßten. Noch größere Sorge freilich bereitete ihm die Tochter, mit der, ungeachtet seiner Wachsamkeit, der Kornett ein Verhältnis angesponnen hatte, unter dem Vorwand, sie zu heiraten; so ungewisse Aussicht auf einen Schwiegersohn dünkte dem Biedermann ein magerer Trost, wie honigsüß auch seinem Weib Tressen und Federhut eingehen mochten.

Als nun der Schnee auf den Hängen schmolz und am Bachrand die gelben Dotterblumen den Lenz kündeten, fing die bis dahin träge Gesellschaft an sich zu regen. Sie striegelten die Gäule, die von der



langen Stallrast rundbäuchig und steif geworden waren, und führten sie täglich am Halfter im Trab die Gassen auf und nieder. Das sei bloß zur Vorsicht und für alle Fälle, schnitt der Hornstein seinem Gastgeber die mißtrauische Frage ab; niemand denke an Aufbruch; des zum Zeichen solle dieselbe Stunde noch das größte Faß Bier angeschlagen werden, weil er die Kompanie wieder einmal freihalten wolle.

Aber in der nächsten Frühe scheucht helles Trompetensignal den Engelwirt aus dem Schlaf. Augenblicklich die Wahrheit erratend, stürzt er in Hemd und Hose vor die Kammer und sieht eben die beiden Offiziere voll gerüstet die Treppe herunterstampfen.

«Euer Gnaden!» sagt der Mann hastig und beugt gleichwohl den Rücken in geziemendem Respekt, »Euer Gnaden! Vergeßt nicht, was Ihr schuldig seid!«

«Platz, Lümmel!» herrscht der Freiherr, mürrisch von so ungewohnt zeitigem Aufstehen.

«Nicht eher, als bis die Rechnung beglichen ist!» Langsam steift sich der Nacken des andern; die schwielige Faust umkrampft das Geländer, daß es in allen Fugen knackt.

«Zum Teufel mit Ihm, Potz Türken! Muß Er Prügel haben?» wettet der Edelmann. «Jetzt gilt's kaiserlichen Dienst, sonst nichts!»

«Herr, ich hab Euer Ehrenwort!» Grollend schwillt die Stimme. «Ihr werdet nicht eidbrüchig werden wollen. Und der da neben Euch →» die Anklage gegen den Fähnrich zerbricht unter gurgelnden Flüchen; denn der von draußen kommende Bursche des Hornstein hat auf seinen Wink den Wirt am Ledergurt gepackt und zerrt ihn rückwärts, daß dieser, an der Schwelle stolpernd, die zwei Stufen hinabrollt in den Hof bis zum Rand der Dungele, die stattlich wie eine Bastion geschichtet war.

Doch schnell erstirbt den Soldaten das kollernde Gelächter: katzenleich ist der Zerschundene auf die Füße gesprungen, faßt nach der eisenzinkigen Furche, die vom Abend vorher im Mist stak, und rennt zornglühend gegen die drei Männer los. Das Pistol des Kornetts versagt; sie können kaum die Tür zwischen sich und den Wütenden bringen, die den Stoß knirschend abfängt.

Inzwischen klappert schon nahe schwerer Hufschlag über das Pflaster; zu zweien aufgeschlossen, reitet ein Trüpplein Kürassiere um die Ecke. Da läuft der Engelwirt in die Gasse, mit berstenden Schreien seine Gabel zu den Nachbarn hin schwingend, die gerade die Morgenarbeit beginnen: «Feindio! Feindio! Her, Brüder! Veringer, helft!» Und so heiß schwärt damals noch im Bauernblut alle seit Generationen erlittene Marter und Not und Demütigung, daß nicht einer zögert oder nach dem Grunde des Zwistes fragt. Dreschflügel, Sensen, langgestielte Äxte, was jedem zunächst liegt, wird zur Waffe. Ehe die Fremden recht begreifen, wem die Empörung gilt, und den Pallasch aus dem Sattelgelenk reißen können, steigen ihre Gäule vor dem tobenden Ansturm, brechen rückwärts aus oder jagen mit den verwirrten Reitern ziellos dahin und dorthin, ähnliches Durcheinander in die nächsten Rotten tragend. Die Aufrührer aber, wie ein Gießbach jäh angeschwollen, verstellen den Flüchtigen fuchtelnd und brüllend den Weg und treiben sie in enge Winkel.

Kaum Minuten noch fehlten bis zum letzten Kampf und fürchterlichen Blutbad, das für die kleine Stadt von den verderblichsten Folgen gewesen wäre, als der Pfarrer Rieger auf dem Gang zur Frühmesse in den verwilderten Haufen seiner Schäflein gerät und

sich mit beweglichen Worten unter Hinweis auf eine Reichsexekution zum Vermittler anbietet. Ohne Mühe gelingt es ihm, den noch immer schlotternd hinter verschlossenen Türen hockenden Freiherrn von Hornstein zur Schadenersatzleistung zu bestimmen. Zehn Pferde mußten als Pfand bis zur Bezahlung der dreihundertfünfzig Gulden den Bürgern verbleiben. Um die der Engelwirstochter angetane Schmach zu sühnen, erklärt man sich nach manchem Hin und Her auf des Geistlichen Vorschlag zu einer frommen Stiftung bereit. Also ist der Name der Römisch-Kaiserlichen Kürassierkompanie bis zum heutigen Tage mit einer heiligen Sache verbunden geblieben, nicht viel anders als der des Pontius Pilatus mit dem Kredo.

Nachbemerkung der Redaktion: Herr WILLY BAUR, Hechingen, unseren Lesern wohlbekannt als Verfasser vieler Aufsätze auch in dieser Zeitschrift, schrieb in einem Brief über seinen Bruder ERNST BAUR u. a.:

ERNST BAUR ist zwar in Hechingen geboren, unser Vater stammte aber nicht aus Hechingen, sondern aus Sigmaringen. Er war nur wenige Jahre in Hechingen bei der Landesbank und wurde dann wieder nach Sigmaringen zurückversetzt. Mein Vater gehörte zu einer ziemlich großen Sigmaringer Sippe. Der Großvater war Zimmermeister und bewirtschaftete ein kleines Bauerngut. Schon er und seine Eltern waren geprägt durch die kleine fürstliche Residenz. Unser Vater hatte das Sigmaringer Gymnasium besucht und erlebte als junger Beamter die Glanzzeit Sigmaringens als Residenz des Fürsten KARL-ANTON. Er war aktiver Sänger, großer Theaterliebhaber, fuhr u. a. jedes Jahr nach München, war sehr belesen und verfügte über eine überdurchschnittliche Allgemeinbildung. Unsere Mutter war eine geborene VITALI, deren Großvater 1804 als fürstl. Hofkonditor in Donaueschingen ein-

gewandert war. Sie hatte in ihrer Jugendzeit entscheidende Eindrücke durch das Donaueschinger Kulturleben der 60er und 70er Jahre erhalten. Sie kannte persönlich VIKTOR von SCHEFFEL, HANSJAKOB, den Historiker BARACK usw. So wuchsen wir als Kinder in einer geistigen Atmosphäre auf, die ungemein anregend wirkte. Es wurde viel gelesen, musiziert und diskutiert. Wenn unser Vater allein oder zusammen mit unserer Mutter von einer der Münchner Fahrten zurückkam, hatte man für Wochen Gesprächsstoff über die Kunstausstellungen im Glaspalast, WAGNER-Opern usw. Von besonderem Einfluß war auf meinen Bruder das Gymnasium, dessen Lehrkörper sich ja ausschließlich aus Rheinländern zusammengesetzt hat. Mein Bruder gehörte auch wie ANTON GABELE oder KARL WIDMAIER zu der glücklichen Generation, welche ihr Studium vor Ausbruch des ersten Weltkrieges beenden konnte. Es gehörte zur Selbstverständlichkeit, daß man die Universitäten wechselte und mindestens ein Semester ins Ausland ging. Mein Bruder hat ein Semester in Paris studiert.

Wir Jüngerer haben es viel schwerer gehabt, neben dem Kampf um die berufliche Ausbildung uns noch auf das elterliche Erbe zu kümmern und daraus etwas zu machen! Mein Bruder war Germanist, erfüllt von großer Verantwortung gegenüber der Sprache. Das hat ihn in seinem Schaffen manchmal sehr gehemmt. Wir haben uns gelegentlich darüber unterhalten, wie schwer es ist, einen durch ausgedehntes und sorgfältiges Quellenstudium fixierten historischen Stoff in eine Form zu gießen, welche den Tatsachen gerecht wird, aber dem Begriff und Wesen der Dichtung entspricht. Übrigens war mein Bruder ein Pädagoge, der mit seinem ganzen Herzen an diesem Beruf gehangen hat. Nach seiner Pensionierung haben wenige seiner ehemaligen Schüler versäumt, wenn sie nach München kamen, ihn in seinem Alterssitz in Grünwald zu besuchen.

Isolde Kurz – Werk und Bedeutung

Hans Kessler

Wer in Hast sein Leben durchrast, wird wenig Beziehung zu ISOLDE KURZ finden, wer einem intoleranten Modernismus huldigt, der lasse seine Hände von der Dichterin Werk. Man muß sich schon um das ganze Werk der Dichterin bemühen, dann strahlt leuchtend der Dichterin Bild. Unsere urteilsrasche Zeit wertet nach Maßstäben der Zweckmäßigkeit und des Nutzens, was Wunder, wenn kein Raum mehr für den «Menschen an sich», bleibt. Es gibt keine vollen Menschen mehr, klagt die Dichterin, seit unsere Kultur ihre alte Grundmauer, den Humanismus, hat abgraben und sich ein neues, die Naturwissenschaften, hat unterschieben müssen. Freilich meint sie

tröstend: *Es gibt sie noch nicht wieder, sollte ich besser sagen, denn eine Höhe, die einmal erreicht war, kann nicht auf die Dauer verloren gehen.*

Man braucht aber keine Lanze für ein antiquiertes Lebenswerk zu brechen, denn ISOLDE KURZ und ihr Werk ist nicht der Zeit verhaftet. Viele ihrer «Aphorismen», obwohl schon vor Jahrzehnten geschrieben, passen haarscharf in unsere Gegenwart. Wie modern klingt es doch, wenn sie schreibt: *Wer den Gewissen ein Führer sein will, der muß selber mit Engeln und Dämonen gehaust haben und Verantwortungen getragen, aus denen die Erkenntnis fließt.*

Die Dichterin verdient es nicht, daß von wenig

Sachkenntnis getrübe Meinungen übernommen und laufend weitergegeben werden. ISOLDE KURZ ist an keiner Schablone zu messen. Vielleicht ist es das Schicksal der Kurzschen Dichterfamilie, in Verknennung und neidender Ignorierung zu blühen, ein Geschick, das bereits das Leben des Vaters der Dichterin, des Epikers HERMANN KURZ, trübte.

Nach der Herausgabe der «Gesammelten Werke», die im Jahre 1925 in sechs schönen Bänden im Verlag Georg Müller, München, erschienen, ist der Dichterin Werk nicht mehr zusammengefaßt worden. Kein Verlag hat es seither unternommen, das Gesamtwerk der Dichterin zu würdigen. ISOLDE KURZ ist 91 Jahre alt geworden, ihr Leben umfaßt die BISMARCKSche Ära bis fast zum Ende des unseligen 2. Weltkriegs. Bis ins hohe Alter hinein, blieb ISOLDE KURZ dichterisch fruchtbar. In ihrem 77. Lebensjahre erschien der umfangreiche Roman «Vanadis, der Schicksalsweg einer Frau» und im 85. Lebensjahre, die den «Mächten der Liebe» gewidmete Lebensrückschau «Die Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen». Nur wenige deutsche Dichter haben eine solch imponierende Schaffenskraft bis ins hohe Alter hinein bewahrt. Der «frater corpus» stand der Dichterin treu auf ihrem Lebensweg zur Seite. Ihr Wort *Jeder edle Mensch muß vorher alt werden, ehe er jung wird*, ist an ihr selbst zur Wahrheit geworden.

Der Roman «Vanadis» ist das bei der heutigen Generation am häufigsten gelesene Werk. Noch andere biographische Werke, wie «Das Leben meines Vaters», «Aus meinem Jugendland», «Meine Mutter», «Ein Genie der Liebe» ergaben bei manchem Leser den Eindruck, als sei ISOLDE KURZ eine Familienbiographin und sonst weiter nichts. Sicher ist uns dadurch die Familie KURZ ans Herz gewachsen, und THEODOR HEUSS hat die «KURZsche Familiengeschichte» in einer schönen Würdigung als *besonders reizvoll* bezeichnet, aber der Dichterin Pilgerfahrt war noch lange nicht vollendet.

Das Rad der Geschichte rollt unaufhaltsam weiter, aber ISOLDE KURZ hat auch den heutigen Menschen noch soviel zu sagen, daß es sich lohnt, sich mit ihrem Werk tiefer zu beschäftigen. Uns Schwaben ist es ja eigentümlich, daß wir erst langsam die Liebe zu einem Dichter entdecken, vor allem, wenn er der eigenen Heimat angehört. Warum sollte es bei ISOLDE KURZ anders sein?

Der Biographin ISOLDE KURZ stellt sich die Essayistin mit «Die Stadt des Lebens» und «Florentinische Erinnerungen» würdig zur Seite. Interessant, daß die KURZschen Studien damals weniger dem Essay, als vielmehr einer Art «Baedeker für Florenz» galten. Nur der Tod des am Werk beteiligten Illustrators

bescherte uns die lebensvolle Schilderung der blühenden Arnostadt. Dem obenerwähnten Roman «Vanadis» gingen drei weitere Romane «Der Despot», «Der Caliban» und «Die Nächte von Fondi» voran. Die Novellen erreichten mit den «Florentiner Novellen», den mystischen Novellen «Die Stunde des Unsichtbaren» und den Rahmennovellen «Die Nacht im Teppichsaal» ihre Höhepunkte. In der reizenden Renaissance-Novelle «Die Liebenden und der Narr» entdecken wir märchenhafte Züge. Italienisches Volksleben, wie deutsche Bürgerwelt, spiegeln die «Italienischen Erzählungen», «Cora» und «Von dazumal» wieder. Legenden streifen humorvoll heidnisch-christliche Bezirke. Ganz entzückend und voll skurrilen Humors sind die Märchen. Eines davon, «Die Reise nach Trippstrill», behandelt unsere berühmte schwäbische Altweibermühle. Die Mythe «Das Haus des Atreus» führt in das klassische Griechenland; «Solleone», dämonisch-schön, zum sonnengewaltigen Himmel Italiens. Die Verbindung zum Übersinnlichen spiegelt «Traumland» wider. Die Reisebeschreibung «Wandertage in Hellas» ist ein glühendes Bekenntnis zum Griechentum und wert, in die erste Reihe deutscher Reisebeschreibungen über Griechenland gestellt zu werden. Von der Lyrik der Dichterin wird oft behauptet, sie sei zu intellektuell. Eines ist sicher: Die Verse der Dichterin fliegen dem Leser nicht entgegen. ISOLDE KURZ schrieb keine leichte Alltagslyrik für den täglichen Gebrauch. Wer sich aber die Mühe nimmt, ihre Verse ernsthaft zu lesen, wird tief berührt sein, von der Liebe, Schicksalsschwere, Weisheit und Einfühlungskraft der Dichterin. Hier ruht mancher Edelstein in der Tiefe. Freilich herrschen die dunklen Töne vor, dafür hat uns die Dichterin einige der schönsten, ergreifendsten Klagelieder in dem Zyklus «Asphodill» geschenkt, die die deutsche Sprache kennt.

Über den Stil von ISOLDE KURZ sind die Kritiker voll des Lobs. SCHOPENHAUERS Wort *Stil ist Physiognomie des Geistes* trifft auf die Dichterin besonders zu. Gestaltungsmittel und Gestaltungsweisen harmonieren sicher. Das Gewicht der Formelemente ist genau abgewogen. Die Dichterin ist Nachbildnerin der Menschen, Geschehnisse, Landschaften und Stimmungen in empfänglichster Weite. Bei jeder Gestaltung schwingt ein Seelenton mit. Das feine, deutliche und überzeugende Ineinanderklingen kennzeichnet den Stil der Dichterin. Helle und dunkle Wörter, stumpfe und klingende Ausdrücke untermalen in treffsicherer Charakterisierung. RICHARD M. MEYER rühmt die *wundervolle, in Marmor meißelnde Sprache* der Dichterin. Ihre sprachliche Kultur bezaubert, selbst in der Sprache der Leiden-

schaft bleibt sie natürlich. Das starke und verklärte Erleben des Ich und dessen Umwelt ist bei ISOLDE KURZ eine starke Quelle ihrer Kunst. RICHARD M. MEYER verleiht ihr das Prädikat *der größten künstlerischen Begabung unter den deutschen Dichterinnen*. Es verwundert nicht, wenn BÜCKLIN, ANSELM FEUERBACH, STAUFFER-BERN, MAREES, HILDEBRAND, und die BRAUN-ATARIAS zu ihrem engsten Freundeskreis gehörten.

Die geliebte deutsche Sprache ist der Dichterin Herzensangelegenheit. Sie hat das *reine und tiefe Wahrheitsgefühl eines guten Stils* getreulich bewahrt. Gegen alle Stilmätzchen steht ihre Forderung: *Alle, die zur Feder als ihrem Handwerkszeug greifen, sollten zuvor*

ein Ordensgelübde auf Reinheit und Treue der Sprache ablegen müssen, bei dessen Verletzung, sie des Rechtes zu schreiben, verlustig gingen. Gerade heute hat diese Forderung erhöhte Gültigkeit.

ISOLDE KURZ sieht ihre dichterische Aufgabe darin, einem über den Nationen stehenden Humanismus zu huldigen. Sie leidet schwer, als es zum 1. Weltkrieg kam, nicht, weil sie Italien und ihren Besitz verlassen muß, sondern, weil sie es nicht fassen kann, daß Menschen, die eben noch Freunde waren, sich nun hassen und töten sollen, nur, weil sie verschiedener Nationalität sind. Die Menschen zusammenzuführen, verstehen zu lernen, Achtung und Liebe zu erwecken, war ihr großes Anliegen.

Leser-Forum

Der Aufsatz «Dürfen wir noch unseren Dialekt sprechen?» von HORST NÄGELE in Heft 1974/1 hat den Unmut nicht nur einiger Leser erregt. Dafür einige Beispiele. Herr ALFRED SEEGER, Stuttgart W, Wildermuthweg 23: *Arme deutsche Sprache! Die Gelehrten und die Amerikaner machen dich «kaput»*.

Herr KURT JAEGER, Korntal, Postfach 1226: *Dieser schon dem Titel nach als lesenswert erscheinende Aufsatz strotzt von einer Überfülle von vermeidbaren Fremdworten, daß man infolge Unverständnis (und sicher auch völlig ungenügender Bildung, die nur der exakteste Scientist haben kann!) die Lektüre (ich meine das Lesen) bald aufgibt . . . Man liest das Ungetüm eines «wissenschaftlichen» Aufsatzes nicht weiter. Und das beim Schwäbischen Heimatbund über «unseren» Dialekt. Mit Grüßen und Kopfschütteln!*

Herr HANS BÜHRLE, Stuttgart-Obertürkheim, Bergstaffelstraße 20: *Es ist sicher nicht nur mir, sondern noch vielen Mitgliedern unverständlich, was so ein fremdwortstrotzender Spezialartikel in der Zeitschrift . . . zu suchen hat. Werbeerfolge wird man damit kaum machen können.*

Die ausführlichste Stellungnahme kam von Herrn WILHELM PABST, Ulm, Susoweg 22. Wir dürfen den Brief ungekürzt zum Abdruck bringen: *Hoffentlich bin ich nicht der einzige Leser der «Schwäb. Heimat», der am ersten Beitrag des neuen Heftes Anstoß nimmt – die Rolle des Nörglers um des Nörgelns willen paßt nicht zu mir. Trotzdem – der Wunsch von Herrn BIRN, die «Schwäb. Heimat» möge auch mir «Freude machen und dem Schwäb. Heimatbund wirksamen Beitrag zur Erhaltung unserer Heimat leisten» – dieser Wunsch erfüllt sich*

nach mühsamem Lesen des Artikels «Dürfen wir noch unseren Dialekt sprechen?» gewiß nicht! Die Fragestellung ist berechtigt und wird immer brennender angesichts der mehr und mehr um sich greifenden Überfremdung unserer Sprache überhaupt und man erhofft sich Anregung, Argumente und ähnliches; was hier aber geäußert wird, bleibt unverständlich. Mindestens hätte das Problem gut verständlich dargestellt werden können, beispielsweise in Art der Buchbesprechung von Seite 59: «Die . . . Mundart bewahrt im jung und unverbraucht gebliebenen Wort den vitalen Lebenskern des Volkscharakters . . .» Aber Wissenschaft gilt ja nur, wenn sie «wissenschaftlich» vorgetragen wird – dafür sind wir Deutsche längst in der Welt bekannt und bleiben unbelehrbar . . .

Was wird mit unseren Zeitschriften geschehen, wenn sie bald nur noch komprimierte Doktorarbeiten in «Curricularchinesisch» veröffentlichen? Wenn sie dem Leser 3 Seiten = 90 Anmerkungen!!! zu seiner Information am späten Abend zumuten? (Anm. der Redaktion: Das bezieht sich nicht auf den Aufsatz von NÄGELE, sondern auf den von TRIPPS im gleichen Heft.) Der Leser verzichtet auf hochgeschraubt-Unleserliches, er will es zwar wahr, aber «gar nicht so genau» wissen – er bestellt ganz einfach ab.

Nichts gegen die Modernisierung der Absichten und Ziele des «Schwäb. Heimatbundes», wie sie seinerzeit geäußert worden waren – alles aber gegen eine völlig ungerechtfertigte Pseudo-Verwissenschaftlichung der Zeitschrift «Schwäb. Heimat». Im übrigen ist die Diskussion um Basil Bernsteins Thesen m. E. allzuweit hergeholt und in der Praxis zu einem guten Teil «durchgestanden». Was der Bundespräsident in seiner Marbacher Rede angedeu-

tet hat, nämlich eine sorgfältigere Sprachpflege anhand philologischer Empfehlungen, ist viel lebensnaher (und könnte empfehlerweise auch für die Erhaltung unserer Mundart angewendet werden) als der hereingepatzte Auszug aus der Doktor-Arbeit des Herrn Nägele . . . Ich nehme an, daß Sie an Leserbriefen interessiert sind, seien Sie davon überzeugt, daß mir Gehalt und Gestalt – nicht zuletzt aber die Berechtigung und Lesbarkeit von Beiträgen am Herzen liegt; spielen wir weiterhin auf dem Gebiet der Volksbildung unser Märchen «Des Kaisers neue Kleider», dann ist der Tag nicht ferne, an dem uns Kinder unsere verlogene, überhebliche und ach so dürftige Nacktheit ins Gesicht schreien!

Auf diese Briefe schrieb uns Herr NÄGELE eine längere Entgegnung, die man mit dem Titel: Mundart als «vitaler Kern des Volkscharakters» überschreiben könnte. Wir bringen sie hier zum Abdruck. Zugleich gilt damit die Diskussion als abgeschlossen. «Sie (die Mundart) bewahrt im jung und unverbraucht gebliebenen Wort den vitalen Lebenskern des Volkscharakters» heißt es in Emil Wezels Besprechung von Sebastian Blaus «Schwäbischem Herbst» auf Seite 59 im Heft 1974/1 der Schwäbischen Heimat. Herr Wilhelm Pabst empfiehlt mir, die gut verständliche Darstellung in dem eingangs gegebenen Zitat zum Vorbild zu nehmen. Ein solcher Wunsch ist berechtigt, Herrn Pabsts Unmut gegenüber nach Wissenschaft riechenden Apparaten von Anmerkungen kann ich nur allzugut verstehen. Anders hätte ich es nämlich nicht als eine Pflicht betrachtet, für das Recht des einzelnen auf seine Sprache einzutreten und in dieser Sache unter erheblichem Zeitopfer eigens einen Artikel auszuarbeiten, der – wie bereits der Titel besagt – als eine Kampfansage gegen verschiedene Auswüchse unseres Bildungssnobismus verstanden werden will; so etwas wie Erbauungsliteratur, oder gar Bettlektüre zu sein, vielleicht zum besseren Einschlafen (auch das hätte übrigens einige Berechtigung), darauf erheben meine Darlegungen keinen Anspruch.

Wie Herr Pabst (ich darf ihn also nochmals um sein lebenswürdiges Verständnis bitten) weiß auch ich schönere Seiten dem Leben abzugewinnen, als den durch ihre bloße Zahl übermächtigen Gegnern der Erhaltung von Mundarten mit nach verschiedenen Seiten abzusichernden analytischen Gegendarstellungen entgegenzutreten. All mein Hoffen geht indessen dahin, daß sich derartige Prozeduren in der Zukunft erübrigen werden. Um sich jedoch von einem unangemessenen Fachjargon distanzieren zu können, muß zunächst einmal all das Ungereimte in Zitaten gesammelt und dargestellt werden. Vor solchem Verfahren hat man in Fragen von Volkstum und Dialekt ohne ersichtlichen Grund bislang eine Scheu gehabt. Das war aber falsch, es gab all jenen Auftrieb, die ihr Geschäft darin gefunden haben, das Recht der Mundart – ohne stichhaltige Begründungen zu liefern – zu denunzieren.

Es sieht fast so aus, als ob es zu irgend so einem «guten Ton von heute» gehöre, das Recht des einzelnen auf seine ihm angestammte Mundart zu denunzieren, wer an so etwas festhalte, leide – so drücken sich die neuesten Heilslehrer aus – an «nostalgischer Krankheit». Solches bekommt man immer wieder zu lesen und im Rundfunk zu hören. «Die Sache ist längst überholt», so lautet also auch hier die Parole. Und wer wollte da schon als «nicht modern» gelten! So kommt es, daß man frisch, fröhlich, frei zu Felde zieht gegen alles Mögliche, von dem man nur sehr ungenaue Vorstellungen haben kann.

Den inquisitorischen Eifer gegen eigenständige Kommunikationsweisen gibt es nicht erst seit heute. Andernfalls wäre es kaum verständlich, daß es auch schon früher Menschen gegeben hat, die glaubten, sich ihrer Sprache schämen zu müssen. Neu ist indessen der methodische Einsatz, mit welchem in unseren Tagen die Ausrottung der Lebensformen und der kommunikativen Selbstdarstellung unmittelbarer Gemeinschaftsräume angestrengt wird. Von einer menschenfreundlichen Umwelt darf da nicht mehr viel übrig bleiben. Als ranghöchster Lebenswert gilt jetzt ja das Besorgtsein um das wirtschaftliche Wachstum. Sich darüber Gedanken zu machen, was der Entwicklung eines Menschen dient und was nicht, scheint nicht mehr angebracht zu sein. Für den einzelnen wird mehr und mehr eine fast hysterische Anpassungsangst charakteristisch, gesellschaftlicher Aufstieg, vielleicht auch noch Anerkennung sind die Belohnungsimpulse.

Es ist längst kein Geheimnis mehr, daß die Entwicklung des menschlichen Selbstbewußtseins durch eine übermächtige Superkultur entscheidend gehemmt wird. In solchem Falle bietet sich als Ersatz für das humane Defizit die Arroganz eines Nationalismus an, oder aber seine snobistische Entsprechung, hervortretend als ein Getue von «Internationalismus». Beide leisten ganze Arbeit in der Gleichschaltung von Individuen mit unterschiedlicher Umwelt, von uneinheitlichem Herkommen. Da dürfen, müssen sich schließlich alle als «moderne Menschen» fühlen, die sich gegenseitig und auch sich selber nichts mehr zu sagen haben, Hauptsache ist, «man ist dabei». Das Aufgehen in einer gleichgeschalteten Masse gibt «Sicherheit». Allein, aus der Illusion lassen sich keine Maximen zu einem persönlichen Handeln herleiten. Wir haben hier das Krankheitsbild der europäisch-nordamerikanischen Massengesellschaft vor uns. In dieser sind an die Stelle einer liquidierten ethischen Werteordnung bestenfalls die leeren moralischen Appelle von – wenn auch es gut meinenden – Berufstheologen getreten.

Die Heilung – soweit eine solche gewünscht wird – kann nur über die Anerkennung der Tragweite der unmittelbaren Umweltsbedingungen für das Gedeihen eines Menschen führen. In der Medizin gilt dies als eine längst anerkannte Hauptvoraussetzung für Gesundungsprozesse.

Ähnliche Einsichten hat auch der Ahnherr der zwar weltweit beachteten, jedoch immer noch nicht genügend geförderten (Heim-) Volkshochschulbewegung, der dänische Dichter, Historiker und Theologe Nikolaj Frederik Severin Grundtvig (1783–1872) vermittelt. Auch er bestand auf dem Recht des Menschen auf «Entfaltung seiner Persönlichkeit».

Der Ausdruck «Entfaltung der Persönlichkeit eines Menschen» wird in der gängigen Presse und im Rundfunk zur Zeit verteuert, auf jeden Fall ängstlich gemieden. Dafür hat man nun für – wie wir zunächst meinen könnten – dieselbe Sache eine andere Benennung aus den USA importiert und dem deutschen Lautsystem angepaßt. «Kreativität» heißt das Wort, «kreatives Training» die dazugehörige Zauberformel in der derzeitigen gehobenen Unterhaltungsliteratur, dem sogenannten Sachbuch. Handelte es sich um ein und dieselbe Sache und käme es nur darauf an, diese zu benennen, müßte es gleichgültig sein, wie man dazu sagt. Dies ist aber offensichtlich nicht der Fall, sonst würde man nicht fortgesetzt neue Bezeichnungen bemühen. Die Unterschiede liegen oft nur in irgend einer Bedeutungsnuancierung, die – zunächst kaum zu erkennen – jedoch für den Gebrauchswert der Sache entscheidend charakterisieren. Mit anderen Worten: Mir ist es lieber, wenn man «Entfaltung der Persönlichkeit» sagt als wenn man von «kreativem Training» spricht. In letztem Falle entsteht bei mir ein leichtes Unbehagen. Schuld hieran ist mehr als nur der Verdacht, es könne sich hier um eine Manipulation handeln zugunsten eines gezielten und vordem nicht gekannten vorkalkulierten Entmündigungsprozesses, daß also all diese «Kreativität» als identisch mit einem vorprogrammierbaren Regelsystem verstanden und auch entsprechend gehandhabt wird.

Alfred Seegers Bemerkung «Arme deutsche Sprache! Die Gelehrten und die Amerikaner machen dich ‹kaput!›» bedürfen nach dem soeben Ausgeführten der Korrektur, daß es zwar auch «die Gelehrten», weit mehr jedoch mancherlei Journalisten, Feuilletonisten, Sachbuchverfasser, Unterhändler, Diplomaten und – wie sich viele gerne selbst bezeichnen – «Realpolitiker» sind, welche unsere Sprache verhunzen, genauer gesagt für fragwürdige Inhalte mißbrauchen. Dies tun wir allerdings freiwillig, im Solde engstirniger Privatinteressen. Es hilft auch nicht, als «Schuldige» erst «die Amerikaner» zu bemühen, dazu haben «wir lieben Deutschen» kein Recht. Es kann hier auch nicht um die Frage von «Deutsch» oder von «Nicht-Deutsch» gehen. Was wir brauchen, sind vielmehr volkspädagogische Zielsetzungen, vergleichbar den von Grundtvig vorgetragenen. Was hat es nun mit diesen auf sich?

Grundtvig tritt in jeder Hinsicht für das Recht des Menschen auf sich selber ein, er macht es – er ist wie bereits vermerkt selbst Theologe – auch und sogar gegenüber dem christlichen Dogma geltend («Zuerst Mensch, dann

Christ»). Nach Grundtvig hat auch niemand ein Recht dazu, irgend etwas, was es auch immer sei, ausrotten zu wollen, nur weil wir es im Augenblick wie zufällig als «schädlich» betrachten («Auch Loki [eine germanische Göttergestalt der Zwietracht] hat sein Recht»). Eine solche Toleranz ist Süd- und Mitteleuropäern nicht immer selbstverständlich. Den Forderungen Grundtvigs entsprechend muß indessen jeder Mensch, ganz gleich, welche Meinung er vertritt, überhaupt erst einmal frei reden dürfen. Und es muß ihm zweitens gestattet sein, so zu sprechen, wie ihm die Zunge gewachsen ist. Beides ist – so Grundtvig – dort schlecht möglich, wo eine aufgezogene Überbausprache, wo eine lebensfeindliche Superkultur für die Unmittelbarkeit einer intakten Volksgemeinschaft steht; Grundtvig spricht von «Volkheit». Die Empfehlungen Grundtvigs könnten auch in den deutschsprachigen Ländern vielen Menschen helfen, den Mut zu finden, wieder so zu sprechen, wie ihnen der Mund gewachsen ist. Um aus dem derzeit vorwaltenden Konformismus und aus der geistigen Sterilität herauszukommen, wäre wenigstens von nun an alles zu tun und nichts zu unterlassen, was dazu dienen kann, eine möglichst unmittelbare Ausdruckskunst in ihre ursprünglichen Rechte wieder einzusetzen.

Unser künftiges Schicksal wird nicht unwesentlich davon abhängen, wieweit es uns gelingt, unseren humanen Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Auch bei der uns bevorstehenden – wie dieser dem breiten Volksbewußtsein in den betroffenen Staatsgebilden durch mangelhafte Unterrichtung weitgehend entzogene Vorgang durch Grundtvig charakterisiert worden wäre – «Einverlebung» in einen europäischen Superstaat sollte man die volkspädagogischen Ideen des Initiators der (Heim-)Volkshochschulbewegung – etwa aus reiner Unkenntnis in dieser Sache – nicht einfach zur Seite schieben, nicht einfach als «nur von untergeordnetem Interesse» betrachten. Ein auf tagepolitische «Brisanz» – so lautet eines der großen Zauberwörter dieser Tage – ausgerichtetes System indessen kann auf die Dauer nicht einmal unter allergrößter Kraftanstrengung aufrechterhalten werden, wie die europäischen Ereignisse der letzten Monate überdeutlich gezeigt haben.

Grundtvigs Kritik – sie liegt mehr als hundert Jahre zurück – ist nicht im Hinblick auf das Modell einer europäischen Supermacht formuliert worden. Anschauungsmaterial waren damals die Verhältnisse in europäischen Großstaaten, insbesondere die in Frankreich und in Deutschland. Diese Kritik wurde damals – wie es sich später gezeigt hat – zum Schaden der Betroffenen nicht angenommen. Denn auch in jenen Jahren galten kommerzielle, oder vermeintlich kommerzielle Interessen als vorranglicher als das Wohl aller. Für diese hatte man nicht viel übrig. Der ganze Rausch endete schlicht in der «Katastrophe» zweier Weltkriege – Grundtvig wäre von einer

solchen politischen Entwicklung nicht überrascht worden, er hatte diese vorausgesagt.

Die akademische Begeisterung für Basil Bernsteins Vorstellungen von einer sprachlichen Sozialisation ist indessen noch lange nicht «durchgestanden», wie das einige Sachwalter der Rechte des Menschen auf sich selber bereits glauben. Wie Bernstein nicht der erste war, welcher unter Mißachtung der Gesetze für die gedeihliche Entwicklung eines Menschen einem gleichmacherischen Bildungsdünkel das Wort redet, so wird er aller Voraussicht nach auch nicht der letzte dieser Sorte sein, hat er doch nur das formuliert, was schon immer in den Köpfen so vieler Akademiker gespuckt hat, die glauben, das Sprachverhalten ihrer Umwelt durch den Jargon der eigenen gesellschaftlichen Klasse «veredeln» zu müssen.

Ich muß noch ein paar Worte sagen zu der Kritik, die von mir verwendeten Sachbezeichnungen seien im Rahmen eines Aufsatzes über «Dialekt», eben weil es sich um «Dialekt» handle, nicht angemessen. Offenbar ist da – ich war in anderem Zusammenhang oben bereits darauf zu sprechen gekommen – die Titelfassung des Artikel mißverstanden worden. Es kann nämlich niemals darum gehen, uns an dem Wörtlein «Dialekt» zu wärmen, vonnöten ist indessen, daß wir uns sine studio et ira, und dies bedeutet ganz gelassen mit der Sache auseinandersetzen. Von der Aufsatzlehre in der Schule wissen wir, daß beim Studium einer argumentierenden Darstellung zunächst einmal von der Grundthese auszugehen ist, die für die Beweisführung maßgebend ist. Das ist im vorliegenden Falle das Postulat, das bedeutet die Annahme von den sogenannten semantischen Universalien; die Bezeichnung semantische Universalien wird da jedoch keineswegs unvermittelt eingeführt, sie wird vielmehr absichtlich popularisierend vorläufig gleichgesetzt mit «einer ganz bestimmten Wahrheit, die es zu finden gelte» (zu dem Verhältnis, in dem eine Einzelsprache zu den semantischen Universalien steht, siehe Anmerkung 4 jenes Aufsatzes). Diese Gleichsetzung stellt selbstverständlich alles andere als eine wissenschaftliche Definition dar, welche den uneingeweihten Leser überfordert hätte.

Es ist richtig, daß wohl kaum Belege zu finden sind, die zu der Feststellung berechtigen, Goethe habe sich eines Ausdrucks «semantische Universalien» bedient. Etwas anderes habe ich auch niemals behauptet. Der Sachverhalt ist für die zu beantwortende Frage auch unwesentlich, auf jeden Fall ist es nicht notwendig, daß Goethe eigens «semantische Universalien» gesagt haben muß, um an Entsprechendes gedacht zu haben. Der menschliche Ausdruck ist glücklicherweise nicht so arm, daß man einen bestimmten Sachverhalt nur mit einer ein für allemal festgelegten Kombination von Wörtern bezeichnen könnte. Gerade da gibt es ja soviel wie unendlich viele Möglichkeiten und das war ja gerade der zentrale Gesichtspunkt in meinen Ausführungen. Ginge man jedoch davon aus – und

das tun meine Kritiker –, daß man einen Tatbestand niemals gedacht haben kann, wenn dabei nicht die Bezeichnung benutzt worden ist, die im heutigen Sprachgebrauch für dieselbe Sache Verwendung findet, dann hätten allerdings alle diejenigen Recht, welche unseren Dialekt gegenüber der neuhochdeutschen Schriftsprache als von Natur aus weniger leistungsfähig betrachten und demgemäß denunzieren, indem sie – es handelt sich dabei nicht selten um zünftige Sprachwissenschaftler, Dialektforscher, Volkskundler und ähnliches – glauben, von dem häufigeren Vorkommen von Begriffswörtern in der neuhochdeutschen Einheitssprache auf eine naturgegebene Überlegenheit bei einer Begriffsbildung schließen zu müssen. Das Gegenteil ist indessen der Fall, die eingefrorenen Begriffswörter einer überregional geltenden Schriftsprache wirken in einem (lebendigen) Erkenntnisprozeß eher hemmend.

Mein Artikel hätte damit folgerichtig in der schwäbischen Sprache abgefaßt sein können, was meine Kritiker mit Recht vielleicht erwartet haben. Die Sache hätte sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf Schwäbisch weit besser veranschaulichen lassen, als dies in der aufgrund ihrer besonderen Tradition gelähmten neuhochdeutschen Schriftsprache erreichbar sein kann. Dieser Umstand ist bis auf den heutigen Tag jedoch soviel wie überhaupt nicht beachtet worden.

Ausgehend davon, daß ganz allgemein mit semantischen Universalien zu rechnen ist – das war unsere Grundthese –, hat sich als Hauptargument für die Beweisführung der superlinguistic consensus ergeben, zu verstehen als eine Gegebenheit, die jenseits aller einzelsprachlichen Bindungen liegt und als das angestrebte Erkenntnisziel dennoch – viele würden «dialektisch» sagen – eben nur aufgrund der Vielheit und Verschiedenheit der Einzelsprachen erreichbar ist.

Ganz und gar unverständlich ist für mich die vorgebrachte Kritik da, wo sie die Verwendung von Wörtern wie Definition, Tradition, historisch, soziologisch, sozial, Struktur, Kommunikation, milieubedingt, Interessen tadelte. Das erinnert an die Vorbehalte, die man mancherorts zum Beispiel gegen die Bezeichnung Telefon vorgebracht hat, obgleich doch soviel wie jedermann weiß, was für eine Sache mit dem Wort gemeint ist, was bei der etwas gewaltsam geschehenen Umdeutschung Fernsprecher nicht immer so sicher ist. Vom Standpunkt einer vergleichenden Sprachbetrachtung muß es übrigens sehr bedauert werden, daß sich die ganze Kritik darin erschöpft hat, gegen die Verwendung von Fremdwörtern, Fachausdrücken und dergleichen – wenn auch grundsätzlich berechtigt – Stellung zu nehmen. Ich hatte aber mit einer fruchtbaren Diskussion in der Sache selbst gerechnet. Anders hätte der Artikel für mich keinen Sinn.

Jedem aber das Seine. Womöglich liegt gerade in den Umwegen ein Sinn.

Buchbesprechungen

Schwäbische Curiosa?

Schwäbische Curiosa, gesammelt von GEORG KLEEMANN, illustriert von CHRISTOPH BRUDI, gebündelt im Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins Tübingen 1974. 323 Seiten. Leinen DM 28,-.

Was sind Curiosa? Nach der Meinung des Herausgebers *nicht nur merkwürdige Raritäten*, denn das Wort könne *Einmaliges, Seltsames, Sonderbares, Wunderliches* bedeuten, aber auch *Dinge und Ereignisse benennen, die neugierig, ja wißbegierig machen*. Curiosa – das ist immer noch Zitat – *sind knorrige Auswüchse des Lebens*. Das Schwabenland sei deren so reich, *daß der Topf fast überläuft – im Lebenskampf gegen den kargen Boden und gegen die Weltgeschichte, die uns immer wieder überrollt hat*. Aber: kann uns Weltgeschichte wirklich überrollen? Sind wir nicht, wenn auch nur zum kleinsten Mini-Teil, Teil von und an ihr?

Es gibt nichts so Rechtes her mit den schwäbischen Curiosa. Denn so einmalig (seltsam, sonderbar, wunderlich) sind diese Dinge gar nicht. Viel besser und wirklichkeitsnäher wäre gewesen, wenn der Herausgeber geschrieben hätte: da haben sich einige Mitarbeiter von Rundfunk und (Stuttgarter) Zeitung zusammengefunden, die aus ihrer Sicht etwas von den Schwaben, ihrem Wesen und ihrer Geschichte aufblättern wollen, das Ganze zu einem Buch zusammenfädeln, das sich sicher gar nicht so schlecht verkaufen läßt, denn es läuft ja ein bißchen unter dem Einmalig-Seltsam-Sonderbar-Wunderlichen . . .

Der Herausgeber hat sich zwei Artikel reserviert (Die Wilhelma bzw. Vom schwäbischen Lebensgefühl), ERICH RUCKGABER schreibt über den Bere, König vom Lautertal, PETER HÄRTLING «entlarvt» die schwäbische Kehrwoche, FRITZ LUDWIG SCHNEIDER schildert das schwäbische Vesper, MAX H. C. EICHERT bringt schon fast vergessene schwäbische Redensarten ans Licht, ALFRED WEITNAUER geht mit dem lieben Herrgöttele von Biberach in heute bayerischen Gefilden spazieren (warum nicht – auch dort leben sehr viele Schwaben . . .), Kempten wird gar ein eigener Artikel gewidmet, MANFRED THIER läßt ein ganz und gar unklösterliches Vergnügen Ellwangsens zu Wort kommen: die fasnächtliche Schnitzelbank, KARL SCHWEDHELM spürt dem schwäbisch-französischen Verhältnis nach, JÜRGE STEIN besucht den Besigheimer Verfertiger des größten handgeschriebenen Buches der Neuzeit, HERMANN BAUMHAUER geht dem Schneider von Ulm zu Leib, PETER LAHNSTEIN charakterisiert BERTHOLD AUERBACH als Kriegsberichterstatter, JOSEF EBERLE den fast vergessenen Magister von Coimbra MORIZ RAPP (eine faszinierende Gestalt), LAHNSTEIN windet Mörrike seine Kränze, HERMANN LENZ entbietet «des Südens warmer Gruß» RAABE, RICHARD SCHMID deckt Geschäfte VOLTAIRES mit KARL EUGEN auf, EKKEHARD RUDOLPH versucht, SCHUBARTS Hohenasperger Haft zu ergründen. MARGARETE HANNSMANN gibt gar ein Friedhofsgespräch mit CHRISTIAN WAGNER wieder und «collagiert» MÖRIKES Blautopf, FRIEDRICH

WEIGEND – ein großartiger Essay – schürft dem Klosterstaat Schönthal nach, SIEGFRIED LAUFFER hat's mit den bedeutenden Ludwigsburgern. Vielleicht der aufrüttelndste Beitrag, weil in der Auseinandersetzung mit FRAENGER geschrieben, ist FRITZ VOGELGSANGS RATGEB-Artikel, der uns nahelegt, daß wir uns damit zu beschäftigen haben. Alles in allem: ein Kaleidoskop schwäbischer Geschichte, schwäbischen Wesens. Vielleicht hat FRAU HANNSMANN recht: *Zu unsern Lebzeiten wird man uns auf den Misthaufen werfen*. Wolfgang Irtenkauf

Buchhinweise

HEDWIG LOHSS: Tiere – in meinem Leben. Mühlacker: Stieglitz-Verlag 1974. 230 Seiten. DM 14,80.

KARL HILLENBRAND: Ziegler in und um Schwäbisch Hall. Mit Eiden, Ordnungen und Taxen für die Ziegler der Reichsstadt Hall vom 16. bis 18. Jahrhundert. Von KUNO ULSHÖFER. Schriftenreihe des Vereins Alt Hall e. V. Heft 1, 1974. 55 Seiten. DM 4,80.

Recht praktisch für Ausflüge ins Unterland ist der Führer über den Wunnenstein (zwischen Ilsfeld und Winzerhausen), den OTTO CONRAD und GERHARD ZIEGLER für den Walter-Verlag Ludwigsburg geschrieben haben. (Walter-Burgenführer. Nr. 107.)

Die beiden Zeitschriften «einhorn» und «Ostalb», erste bislang für den Kreis Schwäbisch Gmünd, letztere für den Kreis Aalen zuständig, haben fusioniert. Das war die Konsequenz aus der Zusammenlegung der beiden Kreise zum Ostalbkreis. «Ostalb/einhorn» erscheint jetzt vierteljährlich in einer Arbeitsgemeinschaft Eduard Dietenberger KG und Ostalbverlag Aalen, die Redaktion wird von HERMANN BAUMHAUER und EDUARD DIETENBERGER besorgt. Das 1. Heft 1974 bringt ausgezeichnete Beiträge mit weitgespannter Thematik, ferner werden die Gemeinden des neuen Kreises vorgestellt, neue Hochschulen präsentieren sich usf. Alles in allem: ein gelungener Start zu gemeinsamem Tun.

Der sehr rührige Verlag Schnell & Steiner, München, legt in seiner preiswerten Reihe der Kirchenführer jetzt vor: Obermarchtal (von HUGO SCHNELL in der 5. überarbeiteten Auflage); Ochsenhausen (von demselben in der 7. Auflage); Steinhausen, die eben fertig restaurierte Kirche (von demselben und von Pfarrer GEORG BISCHOF, schon in der 11. Auflage!); ferner Weingarten (ebenfalls von Hugo Schnell in der 17. Auflage). Ein Gesamtverzeichnis gibt Rechenschaft darüber, daß seit 1934 rund 1000 Führer dieser Art in einer Gesamtauflage von über 20 Millionen erschienen sind. Dazu herzlichen Glückwunsch!

Wenn vom Schäferlauf die Rede ist, denkt man an Markgröningen, Urach oder Wildberg. Weniger bekannt vielleicht ist der Schäferlauf in Heidenheim, der jetzt ein lobenswertes Ereignis feiern kann: 250 Jahre Schäferlauf in Heidenheim. Nach 20jähriger Pause hat der rührige

Oberbürgermeister der Stadt, MARTIN HORNING, ihn wieder zum Leben erweckt – wenn von einer «Renaissance» der Schäferei gesprochen werden kann, dann jetzt. HORNING meint: *Auch das Brauchtum eines Volks und seiner Landsmannschaften gehört zu seiner Geschichte, und Verarmung droht einem Volk auf die Dauer, das in Gefahr gerät, in die Geschichtslosigkeit abzufallen.* GERHARD SCHWEIER legt im Auftrag der Stadt einen netten, mit viel Abbildungen versehenen Band vor (Schäferlauf in Heidenheim, 96 Seiten), der mit der Geschichte und der Gegenwart dieses wichtigen Brauchtums vertraut macht. So ist der Untertitel des Büchleins *250jährige Folklore der Schwäb. Ostalb* zu Recht gewählt.

JOSEPH MARIA VON RECHBERG: Seekriegszug gegen Algier. Tagebuch mit einem Anhang von EMIL GEMEINDER und Genealogie. Schwäbisch Gmünd: Lempp 1971.

Der junge Malteserritter Graf JOSEPH MARIA VON RECHBERG führte während des Kriegszuges der von Spanien geführten Mittelmeermächte gegen Algier im Jahre 1784 ein französisch geschriebenes Kriegstagebuch. Er schildert sehr anschaulich das mit großem Aufwand durchgeführte und doch letztlich erfolglos gebliebene Unternehmen. Der Übersetzer EMIL GEMEINDER fügt ein kurzes Lebensbild des 1833 als bayerischer General der Infanterie in München gestorbenen Verfassers und eine rechbergische Genealogie des 19. und 20. Jahrhunderts hinzu. Das ansprechend gestaltete Büchlein ist mit Zeichnungen von WILLY WIDMANN ausgestattet.

Stuttgart 1945 bis heute. Text: KURT LEIPNER. Frankfurt: Verlag Wolfgang Weidlich 1973. 30 Seiten Text, 89 Bilder. DM 19,80.

Sachliche Informationen bringt dieser Bildband für die jüngere Generation, für die ältere Generation ist er Erinnerung.

Allen Teilnehmern unserer letztjährigen Ferienwoche werden die Ausführungen von Dr. ADOLF LAYER über die Grafen von Dillingen unvergessen sein – Dr. LAYER führte uns damals auch durch das alte Dillingen. Die vielfache Frage, wo man diese Ausführungen nachlesen kann, ist jetzt auch zu beantworten. Das «Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen an der Donau», 75. Jahrgang 1973, ist zugleich eine Festgabe zum 1000-Jahr-Jubiläum der Donaustadt. Auf 213 Seiten mit 40 Abbildungen rollt eine, man darf dies ruhig sagen, moderne Stadtgeschichte ab, an der vor allem Dr. LAYER und der vor wenigen Monaten verstorbene Prof. FRIEDRICH ZOEPLF mitgewirkt haben. Manche Beiträge reichen in den schwäbischen Bereich hinein, so daß ostwürttembergische Interessenten ohnedies nicht an diesem Band vorbeikommen. Unser so rühriges Vereinsmitglied MAX SPRINGER gab ein Verzeichnis der Autoren und Beiträge für die Jahrbücher des historischen Vereins Dillingen von 1888–1972. Der Band kostet DM 15,-; für Mitglieder DM 10,-.

HARTMUT WELCK: KONRAD VON WEINSBERG als Protektor des Basler Konzils. Herausgegeben von dem Histori-

schen Verein für Württembergisch Franken, dem Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein und dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall 1973. Zu beziehen über den Historischen Verein für Württembergisch Franken, 717 Schwäbisch Hall, Widmannhaus. Oktav, 210 Seiten. (Forschungen aus Württ. Franken. Band 7.)

Die Arbeit ist ein gewichtiger Baustein zu einer Biographie des Diplomaten und Finanzfachmannes (Reichserbkämmerer) KONRAD und zugleich ein Beitrag zur allgemeinen Kirchengeschichte im Zeitalter des Konziliarismus.

MANFRED HERMANN: Volkskunst auf dem Hochberg bei Neufra. Zeugnisse der Volksfrömmigkeit auf der Zoller-Alb. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1974. 124 Seiten, 56 Seiten Text, 68 Kunstdrucktafeln mit 63 Abbildungen, darunter 13 farbige.

Das Buch will das reizvolle Bild des Wallfahrtsheiligtums der Nachwelt erhalten.

JOSEF FLECKENSTEIN: Sonderbände der Reihe «Vorträge und Forschungen». Herausgegeben vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte. Band XVII: Investiturstreit und Reichsverfassung – Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1973. 460 Seiten.

Für den historisch interessierten Leser ist das Werk eine gute Information dieser Zeit.

Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte. Historischer Verein Heilbronn. Band 27/1973. 364 Seiten mit 79 Abbildungen. Aus dem Inhalt: Römische Ziegelstempel aus Heilbronn-Böckingen (DIETWULF BAATZ) – Fränkische Reitergräber aus Horkheim (URSULA KOCH) – Absatzgebiete merowingischer Töpfereien des nördlichen Neckargebietes (ROBERT KOCH) – Grundprobleme der frühen Geschichte der Stadt Heilbronn (HELMUT SCHMOLZ) – Handwerk und Kunst in der mittelalterlichen Stadt (MANFRED TRIPPS) – Baugeschichtliche Entdeckungen beim Abbruch und Neubau der evangelischen Kirche in Hausen an der Zaber (EUGEN MAURER) – Herrschaftlicher Besitz in Lauffen (GÜNTER CORDES) – Ein Würzburger Bischofslehen der Grafen von Vaihingen (GERHARD ASSFAHL) – Die Straßburger Einwanderung in süddeutsche Städte an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert (PETER HERTNER) – Brauchtum der «Leich in der Reichsstadt Heilbronn im 18. Jahrhundert» (HUBERT WECKBACH) – Oberzentrum Heilbronn (HERBERT HELLWIG) – Zur Geschichte eines Luftangriffs auf Heilbronn (KARL-HEINZ MISTELE).

Leser der «Schwäbischen Heimat» können sich vielleicht noch eines Aufsatzes über das Museum ENGEL in Göppingen-Jebenhausen erinnern, den wir 1971, S. 37–38, gebracht haben. Jetzt legen KLAUS EBERHARD BLAICH und MANFRED AKERMANN einen von der Stadt Göppingen herausgegebenen Kurzführer «Städtisches Naturkundliches Museum Göppingen-Jebenhausen», Geologisch-paläontologische Sammlung Dr. ENGEL (auf 40 Seiten mit vielen Abbildungen) vor, der zwar keinen Gang durch das Museum ersetzt, wohl aber eine gute Einführung in die ganze Geologie der Schwäbischen Alb bietet.

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 4) – Fernruf: 22 32 43 – 9 bis 12 und 14 bis 16 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30 27–701 – Girokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308 –

Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 14/35 502

Pfingsten in Ochsenhausen 1974

Auch in diesem Jahr verbrachten wir Pfingsten in Ochsenhausen. Es sind dies Tage, die viele unserer Mitglieder als einen Höhepunkt unseres Veranstaltungsjahres ansehen, Tage voll von Eindrücken und Erlebnissen, die ein ganzes Jahr wieder mitgehen. Trotzdem sinkt die Zahl der Teilnehmer. Diejenigen aber, die ihre Pfingsttage in Ochsenhausen seit Jahren lieben, sind daher traurig bei dem Gedanken, daß wir in den kommenden Jahren etwa nicht mehr dort sein werden. Die Überlegungen zur Gestaltung künftiger Pfingsttage und etwa eines neuen Ortes sind vielfältig.

Nun wollen wir heute einfach unsere Mitglieder fragen: Was halten Sie von den Pfingsttagen? Sollen sie wieder in Ochsenhausen sein? Oder wo sonst? Sollen wir eine 2½tägige Pfingstfahrt unternehmen? Die Kosten größerer Veranstaltungen dieser Art sind immer sehr belastend. Auch daran müssen wir leider denken.

Bitte schreiben Sie uns Ihre Meinung über unsere Pfingsttage in Ochsenhausen.

Über den Verlauf der diesjährigen Ochsenhausener Pfingsttage lesen wir folgenden Bericht in der „Schwäbischen Zeitung“ vom 4. Juni 1974:

«Professor CARLO SCHMID legte den Pfingsttagen des Schwäbischen Heimatbundes in Ochsenhausen gewissermaßen die Formel für ihr Selbstverständnis auf die Zunge: In dem Menschenbild zwischen Donau und Bodensee seien Züge von Humanität bewahrt worden, die andernorts hätten geopfert werden müssen. Mit dieser prachtvollen Einleitung hatte der stellvertretende Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Dr. WOLFGANG IRTENKAUF, das adäquate Präludium für die Jubiläumsveranstaltung in Ochsenhausen – die fünfundzwanzigste – zur Hand.

Die Vermittlung geistiger Welten und originaler Landschaft, die Bürgermeister HUGO HABRIK bei seinem Grußwort an den Pfingsttagen lobte, gelang der von WILLY LEYGRAF vom SWF – Landesstudio Tübingen – arrangierten Soiree am Samstag im Bibliotheksaal in beeindruckender Weise auf das Sachliche verpflichtet und ohne Schwärmerei.

Immer ein wenig pfingstlich, immer ein wenig heiter, ohne ein richtiges Zentrum, mit vorderösterreichischer Eigenheit, mit viel Land in den Städten und mit viel Städten im Land – so sei Oberschwaben Heimat – auch für die, die in hartnäckigem Bemühen mit dieser Landschaft fer-

tigwerden müßten. *In wogenden Kornfeldern leben Menschen der Zeit*, sagte LEYGRAF. Sie tun es heute, sie taten es früher, als sich die Pole der Konfessionen gegenseitig anfunkten, als die Studierten der Wahrheit ein Stück weiterhalfen, weil sie ihrem Land verbunden blieben, als die Heiligen alltägliche Teilnehmer an der alltäglichen Mühsal waren.

Neben den Kenner-Texten des Rundfunkmannes gab der gelernte Sachse GERT WESTPHAL in seinen dynamischen Rezitationen Oberschwäbisches und Allzu-Oberschwäbisches wieder. MARTIN WALSER machte sich über die vollzivilisierte Zurückgebliebenheit lustig, aber die Anhänglichkeit überwog. C. J. WEBER schimpfte vor hundert Jahren über die ewigen Streitereien, deren Folgen das Oberland vom Unterland noch lange unterscheiden würden. Als ein BRACKLE des Worts kam WILHELM SCHUSSEN zu Ehren. *Ich liebe diese Landschaft* ließ sich HERBURGER zitieren – diese Landschaft, die für ihn Maß und Aussicht hat, der er ironisch alle Skilifte vorzählt, in der die Bauern Landschaftsgärtner mit Tierbetrieb seien, in der überhaupt alles den Fürsten gehöre – außer der Luft. Die Kritik war in dieser Soiree voll gesät, auch bei JOSEF W. JANKER, der das 14türmige, Nürnberg-gleiche Ravensburg als honoratioren- und zeremonienträchtiges Gemeinwesen entlarvte. Dagegen waren WIELANDS Gartenschau-Aussichten, auch wenn er «solus cum sola» statt Nymphen nur Knaben baden sah, ein dichterisches Liebes-Machtwort. Nach ihm schmiß hingegen Landrat WALTER MÜNCH in Ausübung seiner Jugendstreiche mit Roßbollen – ebenso begeistert warf GERT WESTPHAL des stürmischen Landrats Worte –, und der Duft von Milch und Mist, von Hausbrot und Holzfeuer lag wieder in den obrigkeitsfreien Lüften. WILHELM SCHUSSEN erweckte noch den Typ des Millionen-Moser, der in der Kiesgrube gegen Lohn Sand schippt, PETER ADLER beschrieb das Landleben als aufzehrend, aber auch befriedigend. Und ABRAHAM A SANTA CLARA bildete als gnitzer Haus-Weiser den Schluß der Texte. Das Mosaik Oberschwaben war randvoll.

Zwei exzellente Musiker schenkten dem Abend, der im voraus endloser zu werden schien als er es fast wurde, einen weltmännischen Akzent: Der Flötist HELMUT STEINKRAUS (Tettngang) und der Cellist KLAUS-PETER HAHN (Reutlingen). Beide in gewachsener, gelöster Musikalität und geschmeidiger Technik – der Cellist mit singendem, freiem, spannungsvollem Strich, der Flötist zart spielerisch und trotzdem so bestimmt wie sein Cello-Partner. Mehr schwäbische Musik wäre im Gesamtrahmen wohl nicht übel vermerkt worden.

Am Sonntagvormittag gehörten die Herzen der Teilnehmer an den Pfingsttagen Ochsenhausen dem Stuttgarter Professor Dr. HANS-MARTIN DECKER-HAUFF, der sich zwar in unendlich viele Details einließ, aber erfrischend erzählte, so daß man das Mittagessen gern etwas aufschob. Sein Favorit war Biberachs erster evangelischer Bürgermeister GEORG VON GAUPP (1611 bis 1674), der beim Westfälischen Frieden der Parität in den vier vom Religionspakt besonders geplagten Städten Biberach, Ravensburg, Augsburg und Dinkelsbühl zum Durchbruch verhalf. Biberach, das zuvor über 100 Jahre lang in seinem reichstädtischen Leben fast gelähmt war, weil der regierenden katholischen Minderheit in ständigem persönlichem Geringel der große Bevölkerungsanteil der politisch nicht vertretenen Handwerkerschicht entgegenstand, wurde nach 1648 wieder zu einem aktionsfähigen Staat. Ein protestantisches Patriziat mit sagenhafter Ehepolitik, die auch Herr von GAUPP für seine vielen Kinder praktizierte, bildete sich als Pendant zum alteingesessenen katholischen Patriziat heraus.

Nach dem Reichsdeputationshauptschluß verschwanden die namhaften adligen GAUPPS aus der Stadt und suchten Bewährung in aller Welt. Die napoleonische Vereinheitlichung brachte Biberach als Stadt kulturelle Verödung. Die neuen Residenzen wie Stuttgart oder Karlsruhe stellten keinen Ersatz für die finanzielle und geistige Regsam-

keit der Klöster dar. Bei den GAUPPS gab es keinen so Großen mehr wie GEORG VON GAUPP, der seine Heimatstadt in einer friedelosen Zeit dem Frieden und damit wirtschaftlicher und kultureller Blüte zuführte. Bei einem anderen großen Namen denkt man noch an ihn: bei FFRIEDRICH HÖLDERLIN, seinem Ur-Ur-Enkel, dessen Begabung vielleicht von der schriftstellerischen Ader des Juristen, SCHÖNFELD-Freundes, Mäzens und klugen Taktikers GEORG VON GAUPP beeinflußt sein könnte.

Ein Rundgang durch Biberach am Sonntagnachmittag füllte die Information über den stolzen GAUPP und die nachreformatorische Stadt auf. In den Städtischen Sammlungen hatte Professor DECKER-HAUFF aus dem Privatarchiv seiner Familie eine lebendige Ausstellung mit Bildern von Nachfahren GAUPPS, mit Sammelobjekten des Kunstfreundes GEORG VON GAUPP und mit Büchern zusammengestellt, die aus der GAUPPSCHEN Bücherstiftung von 1649 bis 1923 stammten – eine Stiftung, die den Studenten in der Familie statt Geld für die Dauer ihres Studiums Fachliteratur zusicherte. In den Vitrinen sah man auch eine DINGLINGER-Kamee und den einzigen erhaltenen Tübinger Juristenring, eine Biberacher Arbeit für die Juristen-Fakultät. Wer es beachtet hat: die physiognomische Ähnlichkeit zwischen dem Gemälde von GEORG VON GAUPP im Museum und seinem Nachfahren DECKER-HAUFF war groß.»

Jahreshauptversammlung 1974 in Aalen

Strahlendes Sommerwetter, drei Vorträge in der großräumigen Stadthalle zu Aalen, Exkursionen am Sonntagnachmittag – es war das beinahe schon gewohnte Bild der Jahreshauptversammlungen des Schwäbischen Heimatbundes. Leider waren es nicht viele Mitglieder, die gekommen waren: hundert waren wir bei keiner Veranstaltung. Dabei war der Präsident des Deutschen Heimatbundes, Dr. KLAUSA aus Münster, unser Gast.

Bei der Mitgliederversammlung, die am Nachmittag aus mehreren Gründen nur kurzgehalten werden konnte, wobei es aber am Abend einen Ausgleich in einer sehr breiten Diskussion einzelner Themen im kleineren Kreis von Interessenten gab, erstattete der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes seinen Jahresbericht. WILLI BIRN führte u. a. aus:

Im Jahr 1973 hatte der Schwäbische Heimatbund 141 Tote zu beklagen, Namentlich wurden genannt: KONRADIN HAUSSER, Stuttgart (vgl. Nachruf in Heft 1974/1), Prof. Dr. Dr. MERKLE, Kreßbronn, und Pfarrer GERHARD GOMMEL (siehe Nachruf in diesem

Heft). Zu Ehren der Verstorbenen erhoben sich die Teilnehmer zu einer Schweigeminute.

Der frühere Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Präsident Dr. NEUSCHLER wird am 27. August seinen 100. Geburtstag feiern können, wozu in Zusammenarbeit mit dem Staatsministerium eine besondere Feier stattfinden wird.

Zur Mitgliederbewegung ist zu sagen, daß wegen der besonderen Alterszusammensetzung unseres Bundes die Abwärtsbewegung nicht aufzuhalten war. Die Gemeindereform hat zum Wegfall von 126 Abonnenten geführt; 46 Firmen haben ebenfalls den Austritt erklärt, was als Zeichen der wirtschaftlichen Anspannung gewertet werden kann. Insgesamt verlor der Schwäbische Heimatbund 285 Mitglieder in den beiden Jahren 1972 und 1973.

Trotzdem wird man diese negative Seite nicht überbewerten brauchen: in den letzten sieben Jahren sind 1400 Mitglieder dazugekommen; 1973 waren es 183, in dem ersten Halbjahr 1974 bereits 189, also mehr als 1973 zusammen. Daher dürfen unsere Bemühungen um Werbung nicht nachlassen!

Die Tätigkeiten des Schwäbischen Heimatbundes spiegeln sich am deutlichsten in dieser Zeitschrift. Die vier letzten Nummern lassen erkennen, was wir wollen: Vertiefte Betrachtung der Geschichte unserer Heimat, ihrer landschaftlichen Schönheiten und ihrer kulturellen Werte und Besonderheiten, Anregung für Zukunftsgestaltung im Städtebau und im Umweltschutz.

Der Verlagswechsel, den wir in Heft 1974/1 ankündigten, wurde in der Hoffnung getätigt, daß der (Zeitungs-)Verlag Theiss uns in besseren Kontakt zur Öffentlichkeit bringen kann. Über die dabei gemachten Erfahrungen wird man erst in einem Jahr berichten können. Allerdings wird uns die Finanzierung ernste Sorge bereiten.

Zu den Tagungen: Über die letzte Jahreshauptversammlung wurde in Heft 1973/3 berichtet. Die Pfingsttage Ochsenhausen fanden dieses Jahr wieder mit einem anziehenden Programm, das vor allem der Mitwirkung des Südwestfunks, Landesstudio Tübingen, zu danken ist, statt. Trotzdem die Veranstaltungen gut besucht waren, gehen die Teilnehmerzahlen stetig zurück: 1973 waren es noch 95, 1974 nur noch 70. Da dieses Jahr die 25. Wiederkehr der Tage zu feiern war, wird man sich fragen müssen, wie lange Ochsenhausen noch ein Magnet sein kann. Überaus stark besucht war dagegen die letztjährige Ferienwoche in Dillingen-Lauingen mit ca. 110 Personen (dieses Jahr liegen für Stockach bereits über 140 Anmeldungen vor).

Mit dem Städtebau der Gegenwart haben wir uns nachhaltig befaßt: Am 19. Oktober 1973 bei einer ganztägigen Veranstaltung in Isny (Mitveranstalter war wiederum der Südwestfunk, Landesstudio Tübingen), vom 1. bis 3. Februar 1974 gemeinsam mit der Evangelischen Akademie Bad Boll mit «Stadt – Schicksal oder Chance» (diese Tagung wird sich in dieser Zeitschrift Heft 1974/4 widerspiegeln), und am 23. April 1974 bei einem Informationsabend in Ravensburg, veranstaltet von unserer dortigen Ortsgruppe.

Bei der Jahreshauptversammlung 1973 waren wir mit den Problemen von Ludwigsburg und Umgebung konfrontiert worden, die sich für diesen Raum durch den Bau des Kraftwerkes Marbach III ergeben. Darüber wurde bei einem von uns veranstalteten öffentlichen Diskussionsabend am 11. Juli 1973 diskutiert.

Mit dem Besuch der (übrigens finanziell recht aufwendigen) Winterveranstaltungen 1973/74 in Stuttgart waren wir zufrieden. Unser diesjähriges Fahrtenprogramm wurde erheblich verstärkt. Wir bieten 1974 44 (1973: 28) Fahrten bei gleichbleibender Teilnehmerzahl an. Dies hat den Vorzug, daß wir

bei jeder Fahrt in der Regel nur einen Omnibus einsetzen müssen, was eine erhebliche Entlastung für den Exkursionsleiter mit sich bringt.

Hilfen konnten wir gewähren: für die Erhaltung des CHRISTIAN-WAGNER-Hauses in Warmbronn DM 500,-, für die Ausgrabung einer Römersiedlung in Rosenfeld DM 1000,-. Im Pfrunger Ried sind die Kaufverhandlungen zur Abrundung unseres Besitzes sehr weit gediehen. 8 ha sind uns dort zum Preis von DM 80 000,- angeboten, von dieser Summe wollen wir DM 16 000,- aufbringen. Wegen der augenblicklichen Kassenlage des Staates kann der erhoffte Staatszuschuß von DM 64 000,- z. Z. noch nicht ausbezahlt werden.

Große Sorge bereiten uns die Pläne der Landesregierung über den Bau einer Autobahn durch das Bodanrück (zwischen Singen und Konstanz). Wir haben uns daher dem Protest der Naturschutzverbände angeschlossen.

Am Schluß sprach der Vorsitzende seinen vielgefächerten Dank aus: der Geschäftsstelle, der Redaktion der Zeitschrift, unseren Vertrauensmännern, unserem Prüfer und den Mitgliedern des Engeren und Erweiterten Vorstands. Neu berufen in den Erweiterten Vorstand wurden SIGMUND GRAF ADELMANN und MARTIN BLÜMCKE, Redakteur der Abteilung «Land und Leute» beim Süddeutschen Rundfunk. Die Mitgliederversammlung bestätigte einstimmig die Berufungen.

Auf drei Jahre neu gewählt wurde der neue Schatzmeister des Schwäbischen Heimatbundes, Herr Dr. BUTTERLIN aus Urach. Leider hat unser bisheriger Schatzmeister, Herr BARZ, im Juli 1973 sein Amt niedergelegt. Herr BIRN dankte Herrn BARZ für seine Bemühungen um sachgemäße Anlage unseres Geldvermögens.

Mit dem Vortrag des Kassenberichts, dem Bericht des Prüfers (Herrn Dr. BUTTERLIN), und der Entlastung für den Vorstand fand die Mitgliederversammlung in Aalen ihr Ende.

Über den Verlauf der Jahreshauptversammlung berichtete die «Schwäbische Post» vom 24. Juni 1974: «Im Foyer der Stadthalle war auf Veranlassung des Geschichts- und Altertumsvereins Aalen eine Ausstellung Wasserralfinger Ofenplatten aufgebaut, deren Thema, die Entwicklung der Wappen der württembergischen Herzöge und Könige, bei den oft weither angereisten Teilnehmern sichtlich Interesse beanspruchte, zumal sich bei dieser Gelegenheit Persönlichkeiten trafen, die hierzulande auf dem Gebiete der Heimatpflege Rang und Namen haben.

Die Tagung wurde eröffnet von Oberlandesgeologen Dr. REIFF. Er referierte über ein Spezialgebiet, über die neuesten Forschungsergebnisse bei den Bohrungen im Stein-

heimer Becken und im Ries. Vor 14,7 Millionen Jahren, sagte der Vortragende, muß der gewaltige Einschlag eines Meteoriten an der Grenze zwischen schwäbischem und fränkischem Jura erfolgt sein, wenig später bei Steinheim; beide verlöschten in Sekunden alles Leben zwischen Bayrischem Wald und Schwarzwald auf Hunderte von Jahren. Dr. REIFF ging dann auf die früheren Theorien zur Entstehung der beiden Krater ein, als deren Ursache man eine Wasserdampfexplosion in der Tiefe erkennen wollte, bis dann in beiden süddeutschen Kratern Gesteinselemente gefunden wurden – Hochdruckmodifikationen dort vorkommender Gesteine – die auch nach Atomversuchen und in den Einschlagkratern in Nordamerika festgestellt werden konnten.

Der Vortragende erläuterte dann an Hand von Lichtbildern die Struktur des Steinheimer Beckens, besonders des charakteristischen Zentralkegels, welche Dr. REIFF mit über 25 Bohrungen bis 600 Meter Tiefe erforschte und damit einwandfrei die Entstehung durch einen Kometeneinschlag feststellen konnte.

Regierungspräsident a. D. BIRN begrüßte als Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes (Landesverband) und OB Dr. SCHÜBEL nannte die Veranstaltung eine Auszeichnung für die Stadt Aalen. Er stellte seine Stadt in ihrer historischen Vergangenheit und gegenwärtigen Wachstumsperiode vor, ihre entwicklungsfähige Struktur, ihre Bildungs- und Kultur- und Erholungseinrichtungen. Grußworte sprach auch der Präsident des Deutschen Heimatbundes, Dr. KLAUSA. Er betonte das große Engagement des Schwäbischen Heimatbundes.

Der Esslinger Historiker Prof. Dr. BORST, exzellenter Kenner der südwestdeutschen Stadtgeschichte, referierte über das Thema: Aalen – Entwicklungslinien und Funktionen einer schwäbischen Stadt. Er erarbeitete die Ursprünge dieses Gemeinwesens, die nicht auf die Gründung durch dynastische Interessen, auch nicht auf römische Ursprünge zurückgeführt werden könne, sondern wohl im wesentlichen ihre Entstehung einer verkehrsgünstigen Lage verdanke. Dr. BORST erörterte die militärische Bedeutung des Platzes in römischer Zeit und wohl auch später, als Erkenntnisse, die durch örtliche Forschung gesichert seien. (Der Vortragende nannte hier die

Forschungsarbeiten des Kreisarchivars HILDEBRAND und des Stadtarchivars PLICKERT). Auch das merkantile Element sei der Stadt Aalen fremd geblieben, sagte Dr. BORST, einer Stadt, deren Bild im wesentlichen von Akkerbürgern und Handwerkern geprägt gewesen sei. Sie blieb durch das Mittelalter bis in die Neuzeit statisch, blieb Durchgangsplatz und hat wohl erst im 19. Jahrhundert die Katastrophe des 30jährigen Krieges endgültig überwinden können.

Dr. BORST streifte dann die bekannten ortsgeschichtlichen Daten: erstmalige Erwähnung, Stadtgründung, Erhebung zur Reichsfreiheit und die mißliche Lage zwischen den Territorien von Württemberg und Oettingen, bzw. Ellwangen, welche zu dauerndem politischen Lavierien, auch in der Reformationszeit zwangen. Dabei bleibt die Stadt insofern ein Unikum, als es hier nie zu Klassenkämpfen zwischen Magistrat und Handwerkerzünften kam. Dr. BORST zitierte auch die Bekenntnisse SCHUBARTS und PAHLS zu ihrer Heimatstadt und zu ihren Mitbürgern und schilderte den mächtigen Aufschwung in unserer Zeit, welcher die Mittlerfunktion zwischen Neckarschwaben und dem bayrischen Schwaben in überraschender Weise für sich zu nützen wisse.

Der Sonntagvormittag brachte die Fortsetzung der Tagung in der Stadthalle, als Oberstaatsarchivdirektor Dr. GÖNNER als Vorsitzender des Verbandes der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine Dr. THIER einführte, dessen Vortrag «Württembergs älteste Industrie – die Eisenwerke an Kocher und Brenz» wiederum ein wichtiges lokales Thema behandelte. Er schilderte das erste Entstehen eisenschaffender Einrichtungen in unserem Raum, begünstigt durch das Vorkommen von Bohn- und Stufenerz, zitierte die historischen Quellen, welche von Anfängen an Kocher und Brenz berichten und der ersten Unternehmungen einer frühkapitalistischen Epoche im 16. Jahrhundert; die Gewerkschaften, die großen Pächterpersönlichkeiten und die wechselnden Besitzansprüche von Ellwangen und Württemberg, schließlich die Entwicklung zum württembergischen Staatsbetrieb seit der Säkularisation. Der Sonntagnachmittag führte die auswärtigen und einheimischen Tagungsteilnehmer zu den verschiedenen Exkursionszielen der Umgebung.»

Hinweis auf die Stuttgarter Buchwochen

Die Stuttgarter Buchwochen, in diesem Jahr vom 13. November bis 8. Dezember wieder in den Ausstellungsräumen des Landesgewerbeamtes Baden-Württemberg und wiederum mit diesem Amt gemeinsam veranstaltet, zählen zu den größten regionalen Bücherschauen. Neben Verlagsbücherangeboten sollen in einigen Sonderschauen Schwerpunkte gezeigt werden. Die wichtigste Sonderschau «Bücher zur Geschichte und Kultur des Landes Baden-Württemberg» schließt an an die erste

Buchausstellung zu diesem Thema, die 1960/61 in der Stuttgarter Buchausstellung gezeigt worden ist. Die damalige Schau umfaßte landeskundliche Literatur bis einschließlich 1960. Sie entstand unter Mitwirkung von Mitarbeitern der Landesbibliothek, auf die wir auch in diesem Jahr zählen. Diesmal sollen Bücher, Karten und andere literarische Werke landeskundlicher Art vorgestellt werden, die seit 1961 in Württemberg erschienen und lieferbar sind.

Mitteilungen über künftige Veranstaltungen

Die **Fahrten ins Blaue** sind in diesem Jahr für **Sonntag, 20. Oktober, Mittwoch, 23. Oktober** und **Samstag, 26. Oktober 1974** vorgesehen. Die Abfahrt ist jeweils 13.30 Uhr, Karlsplatz.

Bitte melden Sie sich, soweit Sie dies noch nicht getan haben, bei der Geschäftsstelle an.

Dürfen wir Sie wieder um die freundliche Überlassung von Dias der Fahrten des Jahres bitten? Am Mittwoch, 16. Oktober um 15.30 Uhr wollen wir auf der Geschäftsstelle eine Probevorführung der Dias vornehmen. Bitte bringen Sie uns Ihre Aufnahmen, die dann unsere Teilnehmer erfreuen sollen.

Den Wunsch, die nähere heimatliche Umgebung noch besser kennenzulernen, erfüllen die Führungen von Herrn **Hermann Ziegler** (Stadtarchiv Stuttgart). Sie erfreuen sich steigender Beliebtheit. Aus diesem Grunde wird die Reihe mit folgender Führung fortgesetzt:

Plieningen: Geschichte und Gegenwart einer Fildergemeinde. **Samstag, 28. September 1974**, Abfahrt **13.30 Uhr** vom Karlsplatz oder Treffpunkt 14.00 Uhr neben der Martinskirche in Plieningen. Teilnehmergebühr: DM 9,-. Führung: Hermann Ziegler, Stuttgart.

Die Schicksale des zentral auf der Filder gelegenen Urdorfes sind Fragen dieser Exkursion. Lange war die Filder Kampfplatz zwischen den Grafen von Württemberg und der Reichsstadt Esslingen. An der Martinskirche sehen wir Figuren aus der Bauzeit, die mit Faurndau, Brenz und Mössingen-Belsen gleiche Wurzeln haben. In jedem zweiten Haus standen vor 100 Jahren noch Webstühle. Die vier oder fünf mittelalterlichen Burgen sind fast ohne Spuren verschwunden.

Feuerbach: Geschichte und Gegenwart einer Stadt. Führung: Hermann Ziegler, Stuttgart. Diese Exkursion ist für Ende April 1975 geplant.

Volkskultur in Württemberg: Besuch der Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart im Alten Schloß. **Samstag, 3. August** und **Samstag, 31. August 1974**. Treffpunkt: Altes Schloß jeweils **14.30 Uhr**. Führung: **Dr. Hans-Ulrich Roller**, Leiter der Volkskundlichen Sammlung. Teilnehmergebühr: DM 3,-.

Die erste **Vortragsveranstaltung** des Winterhalbjahres 1974/75 findet am **Mittwoch, 11. Dezember 1974, 19.30 Uhr** im Wilhelmispalais statt. Über «Oberschwaben, Geschichte und Schönheit einer Landschaft» wird Herr Oberförster **LOTHAR ZIER** (Königseggwald) berichten. Mit meisterhaften Lichtbildern wird uns Herr **ZIER** die Moore, die Pflanzen und Tiere dieser paradiesischen Landschaft vorführen. Im Vergleich mit dem heutigen Island hören wir die Entstehungsgeschichte dieses Teils unserer Heimat. Herr **ZIER** ist durch seine herrlichen Bildbände großen Teilen unserer Mitglieder bekannt. Er betreut auch unsere Naturschutzgebiete im Pfrunger Ried und wird uns im nächsten Sommer in dieses Gebiet führen.

Die nächste Veranstaltung ist für den **Mittwoch, 5. Februar 1975** vorgesehen. Professor Dr. **WOLFGANG KIMMIG** (Institutsdirektor des Instituts für Vor- und Frühgeschichte, Tübingen) wird über «Frühkeltischer Adel und die Welt des Mittelmeeres» referieren. Viele Lichtbilder in Doppelprojektion werden den Vortrag bereichern. Die neuesten Ergebnisse der Forschung sind berücksichtigt. Wieder werden wir dabei im Wilhelmispalais, Konrad-Adenauer-Str. 2, um 19.30 Uhr sein.

Für **Mittwoch, 12. März 1975** ist ein weiterer Vortrag eingepflegt, ebenfalls im Wilhelmispalais, 19.30 Uhr.

Anzeigenaufwurf an unsere Mitglieder und Freunde

Die Redaktion wendet sich mit der Bitte um Hilfe in nachfolgender Angelegenheit an Sie. Die beängstigende Entwicklung von Druck-, Papier- und Lohnkosten zwingt dazu, das Anzeigenaufkommen der «Schwäbischen Heimat» zu steigern, um wenigstens auf diese Weise einen Teil der sich laufend erhöhenden Ausgaben einzubringen. Alle unsere Mitglieder werden herzlich gebeten, zu überprüfen, ob sie der «Schwäbischen Heimat» einen Anzeigen- oder Beilagenauftrag erteilen oder vermitteln können. Der Anzeigenseitenpreis beträgt DM 1120,-. Die kleineren Formate werden anteilmäßig berechnet. Wir richten diesen Aufruf nicht nur an die Inhaber und

leitenden Angestellten der Betriebe und Werbeagenturen, an die Bürgermeister und Mitarbeiter in den Verkehrsämtern, sondern an alle Mitglieder, welche dazu in der Lage sind, ihrer Vereinszeitschrift auf dem vorgenannten Weg zu helfen.

Es wäre der «Schwäbischen Heimat» eine große Hilfe, wenn sie auch aus dem Kreise ihrer Freunde durch Erteilung von Werbeaufträgen die dringend notwendige Unterstützung erhielte. Wir hoffen auf die Solidarität unserer Mitglieder und Freunde. Unsere Anzeigenverwaltung Hans Jürgen von Elterlein, 7000 Stuttgart 80, Joringelweg 5 (Ruf 07 11/71 19 20), gibt weitere Informationen.

In memoriam Gerhard Gommel



Wer auch nur einmal eine «Glockenfahrt» im Heimatbund mitgemacht hat, wird den leuchtenden Blick nie vergessen können, mit dem Pfarrer GOMMEL «ganz Ohr»

die harmonischen Klänge der alten Glocken aufnahm. War es nur ein kleines Kapellenglöckchen irgendwo im Ries oder das volltönende Geläute eines Domturms wie in Ellwangen; den Zusammenklang, die Obertöne, den Einzelschlag: alles erlebte man mit nach dem Hinweis dieses einzigartigen Fachmannes auf einem ganz besonderen Forschungsgebiet, der auch die Gußtraditionen und Gießfamilien darzustellen wußte.

In Hertmannsweiler am 8. Oktober 1897 als einziger Sohn eines Pfarrers geboren, bildete er sich im Tübinger Stift und an der dortigen Universität zum Beruf seines Vaters aus. Auch über die Pensionierung hinaus leistete er viel Dienst in Liebe und Seelsorge, besonders an Kranken. Selbst vor zwei Jahren schwer erkrankt, hatte er sich doch wieder soweit erholt, daß er sich auf September eine Glockenfahrt ins Hohenlohesche vornehmen konnte. Am Ostersonntag, 14. April 1974, ist GERHARD GOMMEL in Stuttgart gestorben.

Nun sind Ohr und Mund und der reiche Wissensschatz, an dem er uns oft so schön teilnehmen ließ, dahin (zuletzt schrieb er in dieser Zeitschrift 1971, S. 104 ff. über «Die alten Glocken der Stuttgarter Stiftskirche»). Wird jemand im Heimatbund seine Forschertätigkeit fortsetzen können? Um ihn selbst brauchen wir uns nicht zu sorgen. Wenn es irgendwo im außerirdischen Raum Klänge der Ewigkeit zu hören gibt – diese anima candida wird sich daran freuen dürfen.

Walter Kittel

Mörike in Ochsenwang – eine neue Schallplatte

In der Ausgabe des «Teckboten» vom 13. April 1974 wurde auf eine neue MÖRIKE-Schallplatte aufmerksam gemacht. Da sie sicher das Interesse auch unserer Leser finden dürfte, geben wir den Text auszugsweise wieder. Der evangelische Kirchenbezirk Kirchheim zeichnet als Herausgeber für eine Schallplatte verantwortlich, die der Erinnerung an Fr. JOHANNA KNEILE gewidmet ist, die über zwei Jahrzehnte lang und noch im hohen Alter in Ochsenwang als Katechetin, Kirchenpflegerin und Kinderbetreuerin gewirkt hat. JOHANNA KNEILE pflegte und ordnete die Erinnerungsstücke aus den Akten des Pfarramts. In der Zeit ihrer Tätigkeit in Ochsenwang, die mit ihrem Tod im September 1972 den Abschluß fand, hatte sie sich ein umfassendes Wissen über MÖRIKE angeeignet, Briefe und Aufzeichnungen gelesen und auswendig gelernt und vielen Menschen den Dichterpfarrer durch ihre einmalige Erzählergabe nahegebracht.

Der Aufdruck auf der Plattentasche vermittelt Aufschluß über den Inhalt der Platte und läßt den guten Zweck sichtbar werden, der mit der Herausgabe dieses Werks beabsichtigt ist. Es heißt: *Die vorliegende Schallplatte kann*

als eine Art «Schwanengesang» gelten. Schon lange hatte der Leiter der Evangelischen Kirchenmusikschule in Esslingen, Professor Hans-Arnold Metzger, zugesagt, einige Mörike-Chorlieder in der Vertonung durch Hugo Distler mit dem Chor der Kirchenmusikschule im Mörike-Kirchlein vorzutragen. Johanna Kneile sollte dazu «Aus dem Leben des Dichters» erzählen. Am 9. Juli 1972 wurde dieser Plan verwirklicht. Ein Mitschnitt der Veranstaltung gibt die Atmosphäre wieder, die durch keine Studio-Aufnahme so hätte eingefangen werden können. Das Bild von Johanna Kneile, die Innenaufnahme der Kirche mit dem Mörike-Wort an die Gemeinde Ochsenwang auf das Neujahr 1833 sowie die handgezeichnete Karte des Dichters für einen Besuch des Bruders Karl aus Esslingen mögen der Anschauung und zugleich dankbarer Erinnerung dienen (Es handelt sich um Liebhaber-Aufnahmen). Es ist beabsichtigt, im Zusammenhang mit der Erneuerung des Pfarrhauses in Ochsenwang wieder ein Gedächtniszimmer mit Bildern und Erinnerungsstücken des Dichters einzurichten. Der Erlös dieser Schallplatte soll dazu Baustein sein. Die Schallplatten sind über das Dekanatamt in Kirchheim, Widerholtplatz 4, zum Preis von DM 16,- zu beziehen.

Was schreiben die anderen...

Vorbemerkung der Redaktion: Zu drängenden Problemen, die den Schwäbischen Heimatbund kraft seiner Zielsetzung bewegen, nehmen in- und ausländische Zeitschriften bzw. Zeitungen oft Stellung. Vieles geht hier unter, besonders das, was in Zeitungen steht. Um dem abzuhelpfen, versuchen wir, unter dieser Rubrik in lockerer Folge Aufsätze – entweder vollständig oder auszugsweise – dem schnellen Vergessen zu entreißen. Selbstverständlich heißt dies nicht, daß der Schwäbische Heimatbund sich mit den darin niedergelegten Ansichten voll und ganz identifiziert: wesentlicher scheint, in der Flut der Meinungen eine Informationshilfe zu gewinnen, die eine eigene Stellungnahme ermöglicht.

Die **Neue Zürcher Zeitung** brachte am 13. Januar 1974 einen Beitrag von HEINRICH BERTSCHINGER «Zur Diskussion um Rhein und Bodensee». Daraus entnehmen wir:

Während der letzten Eiszeit lagen die nordost-schweizerischen Voralpentäler tief unter dem Eis des Rheingletschers. Nach dessen Rückzug blieb ein voralpiner Fjord zurück, der den heutigen Bodensee, den Walensee und den Zürichsee umfaßte und im Süden weit über Chur hinausreichte bis ins Domleschg. In diesem See schob der Rhein sein Mündungsdelta nordwärts; die Ablagerungen der Linth trennten den Zürichsee vom Walensee, und der Schuttkegel der Seez drängte den Rhein nach Osten und trennte durch die Bildung der Wasserscheide von Mels das Abflußgebiet der Linth vom Abflußgebiet des Rheins. Solange das Rheinbett nicht durch Menschenhand beeinflusst wurde, pendelte der Fluß in der breiten Talebene und teilte sich in einzelne Äste. Liegenbleibende Kiesbänke erhöhten die Flußsohle; die Hochwasser brachen seitlich aus und suchten sich neue Wege längs tiefer liegenden Rinnsalen. Wo aber durch natürliche oder künstliche Hindernisse den Hochwassern der Weg in tiefere Talmulden versperrt wurde, bildeten sich Hinterwasser und Seen, die sich mit Sumpfpflanzen und Überschwemmungssand auffüllten und zu Mooren verlandeten. Die Rheinebene erhöhte sich gleichmäßig auf ihrer ganzen Breite, wurde aber häufig überflutet, war versumpft, unbewohnbar und schwer passierbar.

Die ersten menschlichen Siedlungen und Verkehrswege lehnten sich an die hochwassersicheren Talhänge. Mit ihrem Vordringen in die flache Rheinebene begann ein Jahrhunderte dauernder Kampf des Menschen mit dem Rhein, der anfänglich in verhängnisvoller Weise recht planlos geführt wurde. Durch «Ruck-, Stupf- und Schupfwuhre» versuchten die vom Talgrund Besitz ergreifenden Siedler ihr Grundeigentum vor Überschwemmungen zu schützen, ohne sich um die Interessen der Nachbarn oder der Unterlieger zu kümmern. Als Folge

systemloser Dammbauten erhöhten sich die Sohlen der Wasserläufe in der Talebene, die Hochwasser des Rheines stauten die Seitenbäche zurück, die ihrerseits über die Ufer traten und große Verheerungen anrichteten, die zur Verarmung der Bevölkerung führten.

Im späteren Mittelalter wuchs die Überschwemmungsgefahr von Jahr zu Jahr und erreichte am Anfang des letzten Jahrhunderts ihren Höhepunkt, als ein Durchbruch des Rheines über die Wasserscheide von Mels in das Abflußgebiet der Seez und der Linth in Richtung Walensee und Zürichsee drohte.

Schon im Jahre 1770 wurde unter den Auspizien der Eidgenössischen Tagsatzung ein Vertrag abgeschlossen zwischen der Herrschaft Werdenberg und dem Fürstentum Liechtenstein mit dem Ziel einer Koordinierung der zur Bekämpfung der Überschwemmungsgefahr zu ergreifenden Maßnahmen. Die damaligen politischen Verhältnisse erschwerten internationale Verhandlungen über technische Probleme. Es dauerte ein halbes Jahrhundert und bedurfte der akuten Gefährdung des Walensees- und des Zürichgebietes, bis im Jahre 1853 die Bundesbehörden auf Grund eines Vorschlages des Kleinen Rates des Kantons St. Gallen der Realisierung nachstehender Maßnahmen zustimmten:

Korrektion des Rheines von der Grenze des Kantons Graubünden bis in die Nähe seiner Einmündung (Eindämmung);

Korrektion der unteren Flußsektion (Durchstiche);

Regulierung des Wasserstandes im Bodensee (Bodenseeregulierung);

Kanalisation des Rheintales (Binnenkanäle und Binnenkorrekturen).

In den Jahren 1860 bis 1890 wurden zur Sammlung und Ableitung der Seitengewässer beidseits des Rheines Binnenkanäle erstellt und flußabwärts der Landquartmündung bis in die Gegend von St. Margrethen parallele Hochwuhre gebaut, die seither mehrmals erhöht worden sind.

Ein zwischenstaatliches Unternehmen, die Internationale Rheinregulierung, erstellte von 1894 bis 1900 den Fußacher Durchstich und von 1912 bis 1923 den Diepoldsauer Durchstich. Obwohl die erfolgte Verkürzung des Flußlaufes um rund zehn Kilometer das Gefälle wesentlich erhöhte, genügte die Schleppkraft des Flusses nicht zum Transport des Geschiebes bis in den Bodensee, und die Rheinsohle begann sich in der Gegend von Widnau in gefährlicher Weise zu heben.

Auf Grund eines Umbauprojektes wurde in den Jahren 1954 bis 1973 das Mittelgerinne auf der Strecke von Oberriet bis zur Mündung in den Bodensee um 20 bis 40 Meter verschmälert, wodurch eine Stabilisierung der Flußsohle erreicht werden konnte. Auch in dem in den Jahren 1860 bis 1890 weiter flußaufwärts erstellten Abflußgerinne blieben große Geschiebemengen liegen, was zu einer

Strom- Energie, die sicher sein muß

Energie ist Lebenskraft moderner Industriegesellschaften. Die sichere und ausreichende Versorgung mit Strom ist daher eine wichtige Aufgabe heute und morgen. Deshalb brauchen wir Kraftwerke, Leitungen, Umspannwerke. Denn wir können nicht das eine wollen und das andere lassen.

Eine gesunde Umwelt ist Basis unseres Lebens. Ihr Schutz vor schädlichen Belastungen ist selbstverständlich. Deshalb bauen wir unsere technischen Anlagen so, daß eine Gefährdung von Mensch und Umwelt auszuschließen ist. Allein beim Bau von Kernkraftwerken schlagen über 20 Prozent der Investitionen für den Umweltschutz zu Buche.

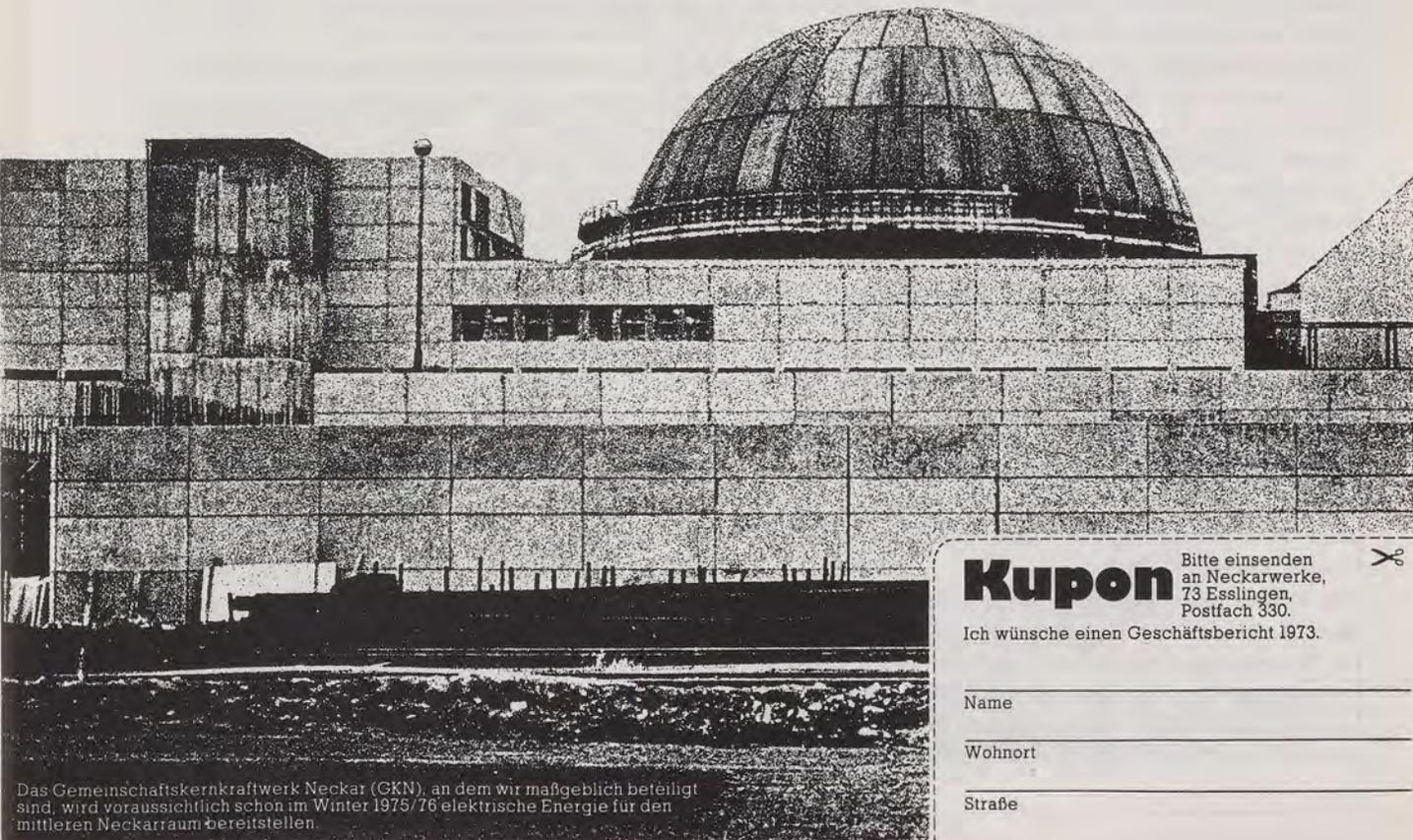
Kernkraftwerke zählen zu den technischen Anlagen mit größtmöglicher Sicherheit. Sie garantieren, daß auch morgen genug Strom zur Verfügung steht für Haushalte, Wirtschaft und Industrie – für alle! Kernkraftwerke arbeiten sauber: die an die Umgebung abgegebene Radioaktivität beträgt nur Bruchteile der natürlich vorkommenden Strahlenbelastung.

NECKARWERKE
Elektrizitätsversorgungs-AG

Esslingen am Neckar
Postfach 330

Die Hauptversammlung hat am 28. Juni dieses Jahres für 1973 eine Dividende von 7,50 DM je 50-DM-Aktie genehmigt – das sind 15%. Bilanz sowie Gewinn- und Verlustrechnung 1973 werden im Bundesanzeiger veröffentlicht.

1973 haben wir nahezu 4 Milliarden Kilowattstunden nutzbar bereitgestellt. In den zurückliegenden 6 Jahren hat sich der Stromverbrauch in unserem Versorgungsgebiet verdoppelt. 670 Mio. DM Investitionen waren in dieser Zeit erforderlich, davon 200 Mio. DM im Jahr 1973. Dieses Jahr rechnen wir mit 250 Mio. DM.



Kupon Bitte einsenden
an Neckarwerke,
73 Esslingen,
Postfach 330. ✂

Ich wünsche einen Geschäftsbericht 1973.

Name _____

Wohnort _____

Straße _____

Das Gemeinschaftskernkraftwerk Neckar (GKN), an dem wir maßgeblich beteiligt sind, wird voraussichtlich schon im Winter 1975/76 elektrische Energie für den mittleren Neckarraum bereitstellen.

dauernden Hebung der Flußsohle führte, namentlich auf der Strecke zwischen Trübbach und der Illmündung.

1927 überströmte Hochwasser den Rheindamm gegenüber von Buchs, durchbrach diesen und verwüstete weite Teile des Fürstentums Liechtenstein. Seit dieser letzten Überschwemmungskatastrophe wurden die Hochwasserdämme mehrmals erhöht und die Rheinsohle auf den gefährdeten Strecken abgesenkt durch Kiesbaggerungen. Diese haben ihr Ziel erreicht, und es gilt nun, die Rheinsohle in ihrer heutigen Lage zu konsolidieren.

In einer Bauzeit von rund 120 Jahren konnten die 1853 vom Kleinen Rat des Kantons St. Gallen vorgeschlagenen Maßnahmen zur Regulierung des Rheines verwirklicht werden mit Ausnahme der Bodenseeregulierung, über deren Notwendigkeit heute noch diskutiert wird.

Seit der Eröffnung des Fußacher Durchstiches im Jahre 1900 werden im Abstand von jeweils zehn Jahren die Profile des Seegrundes im Mündungsgebiet gemessen. Die seit dem Jahr 1900 festgestellten Veränderungen ergaben im Mittel:

Ablagerungen von jährlich 3 Millionen Quadratmetern Schlamm, entsprechend einem Abtrag der gesamten Erosionsfläche des Rheines um 1 Millimeter;

Vergrößerung des über dem mittleren Seespiegel liegenden Deltas um 3,3 Hektare pro Jahr;

Verlängerung des Flußbettes um 23 Meter pro Jahr. Entsprechend dem Gefälle von 0,8 Promille hebt sich die Flußsohle im Mündungsgebiet um jährlich 2 Zentimeter. Der Bodensee mit seinem Wasservolumen von rund 50 Milliarden Kubikmetern wird in 18000 Jahren aufgefüllt sein und der Rheinlauf bis Konstanz um 45 Kilometer und bis Stein am Rhein um 70 Kilometer verlängert. Die Gewährleistung des notwendigen Gefälles für den Geschiebetransport in dem sich verlängernden Flußbett verlangt dauernde flußbauliche Maßnahmen und stellt heute schon schwierige flußbauliche Probleme.

Extrapolationen in eine ferne Zukunft mögen als utopisch erscheinen, zeigen aber die Tendenz der geologischen Entwicklungen, die rechtzeitig unter Kontrolle gebracht werden müssen. Zur Verzögerung der Bildung einer Landbrücke zwischen der Mündung des Fußacher Durchstiches in den Bodensee und der Insel Lindau sowie der Verlandung der Bregenzer Bucht soll auf Grund eines im Jahre 1973 vom schweizerischen Bundesrat und der Regierung der Bundesrepublik Österreich genehmigten Projektes in den nächsten 20 Jahren im Seegebiet vor dem Rheindelta ein fünf Kilometer langer Kanal gebaut werden, der den Rhein den großen Seetiefen zuleitet. Der Geschiebetransport im verlängerten Flußbett erfordert ein Gefälle von eineinhalb Meter, um welches Maß die heutigen Rheindämme flußaufwärts der Mündung im Zuge der Vorstreckung der Mündungsbauwerke erhöht werden müssen.

Das Rheindelta im Bodensee wird als eine der schönsten und interessantesten Flußmündungen Europas bezeichnet. Bestrebungen zum Schutze und zur Erhaltung dieser urtümlichen Landschaft im heutigen Zustand sind verständlich. In analoger Weise, wie sich im Laufe der Jahrhunderte die menschlichen Werke und Siedlungen der

natürlichen und teilweise durch Menschenhand gesteuerten Entwicklung des Rheintales angepaßt haben, wird auch das gegenwärtige Naturschutz- und Erholungsgebiet von Fußach mit dem Rheindelta in den See hinauswachsen.

Das Projekt für die Vorstreckung der Mündungsbauwerke im Bodensee trägt dieser natürlichen Entwicklung Rechnung und sieht Maßnahmen vor zur Erhaltung des Hafens und des Naturschutz- und Erholungsgebietes von Fußach, solange dies möglich und sinnvoll ist.

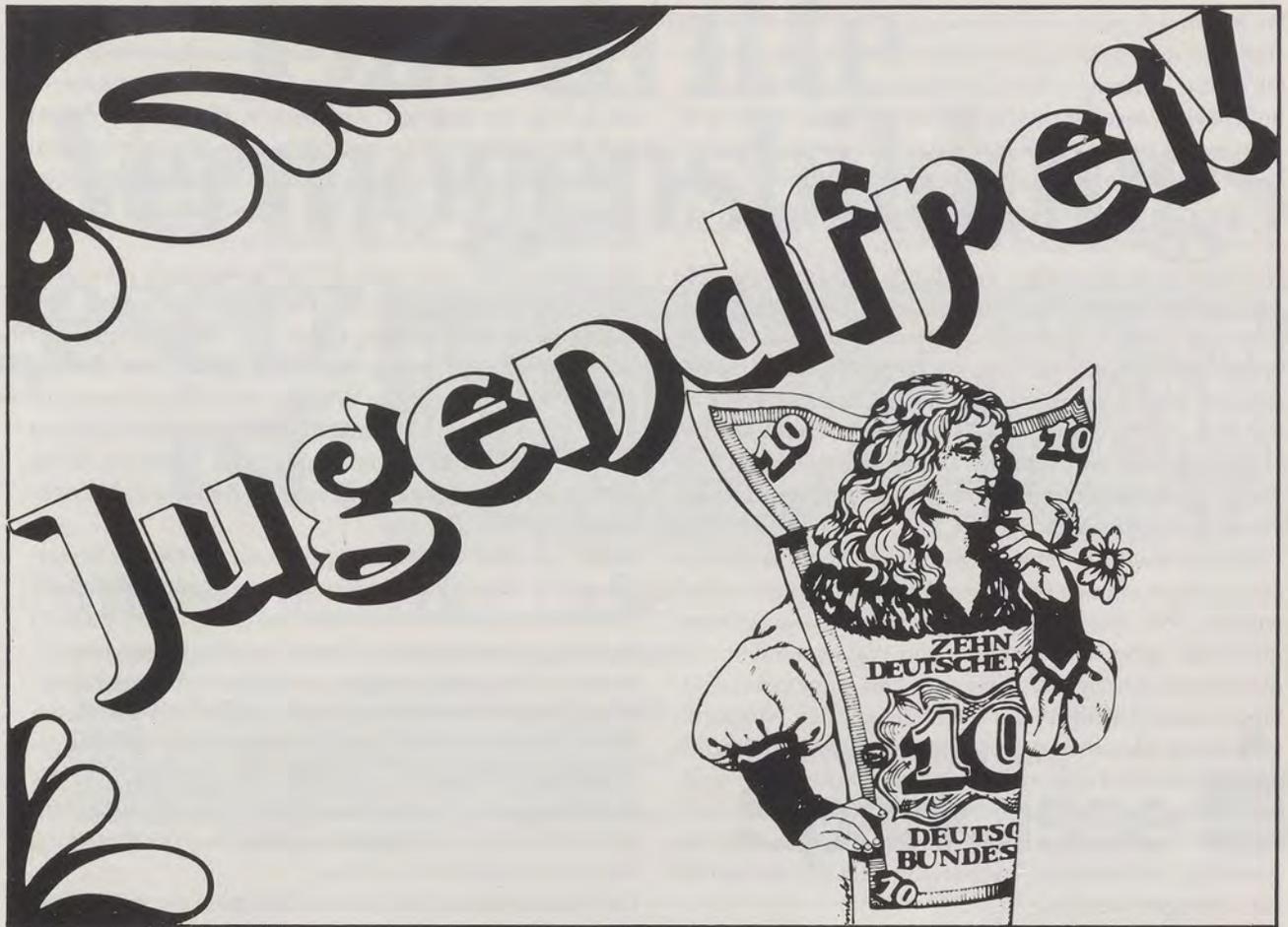
Die angedeuteten Entwicklungen werden langsam vor sich gehen. Je früher ihre Tendenzen erkannt und folgerichtig ausgewertet werden, um so eher wird es gelingen, den Hafen von Fußach und das Naturschutz- und Erholungsgebiet laufend der geologischen Entwicklung des Deltas anzupassen und die für den Schutz der Qualität des Bodenseewassers notwendigen Maßnahmen rechtzeitig durchzuführen.

Unter dem Eindruck des Hochwassers von 1965 ersuchte die Regierung des Kantons Thurgau in einer Eingabe vom 16. November 1965 den Bundesrat, unverzüglich geeignete Maßnahmen für eine Regulierung des Bodensees vorzubereiten mit dem Ziel, die Hochwasserspiegel nicht mehr über die auf Kote 397,14 m ü. M. angesetzte Schadengrenze ansteigen zu lassen. Weitere Ziele einer Bodenseeregulierung liegen auf wasserwirtschaftlichem Gebiet.

In Erfüllung eines Auftrages des Bundesrates erstellte das Eidgenössische Amt für Wasserwirtschaft in Zusammenarbeit mit den zuständigen Amtsstellen von zehn am Bodensee interessierten Staaten, Ländern und Kantonen ein Projekt für die baulichen Maßnahmen einer Bodenseeregulierung und einen Diskussionsvorschlag für ein Regulierreglement, welche den zuständigen Regierungen zur weiteren Behandlung unterbreitet werden sollen. Die baulichen Maßnahmen bestehen aus einer Absenkung der Rheinsohle vom Bodensee bis in die Gegend von Schupfen und der Erstellung eines Regulierwehres bei Hemishofen.

Die Projektierung dieser Baumaßnahmen kann auf Grund gegebener Grenzbedingungen und der Resultate genauer Berechnungen in eindeutiger Weise von Ingenieuren gelöst werden. Die Reglemente legen die Handhabung der Regulierungsorgane fest und müssen eher auf politischer Ebene unter den an den Wasserständen im Bodensee interessierten Gremien ausgehandelt und laufend den sich mit der Zeit ändernden öffentlichen Interessen angepaßt werden. Die Regulierung soll vor allem ermöglichen, die Extreme der Seewasserstände auszugleichen und denjenigen von Mitteljahren anzunähern, soweit dies im öffentlichen Interesse liegt.

Das – im Sinne eines realistischen Umweltschutzes erstellte – Projekt wird bereits vor der Fertigstellung und Veröffentlichung mit teilweise emotionellen Argumenten und Schlagworten bekämpft. In privaten und öffentlichen Diskussionen vorgebrachte Argumente pro und contra Bodenseeregulierung hinterlassen oft den Eindruck einer vollständigen Ahnungslosigkeit über die Zielsetzung und Funktion einer Seeregulierung.



Unser Bausparvertrag ist »jugendfrei«. Wer unter 21 ist, zahlt bei uns keine Abschlußgebühr (einmalig, bei Verträgen bis zu 20000 DM Vertragssumme). Effekt: Sie sparen bis zu 200 DM.

Nutzen Sie außerdem die Möglichkeiten, die Ihnen das 624-Mark-Gesetz beim Bausparen bei uns bietet:

Sie sichern sich hohe Prämien und Sparszulagen vom Staat sowie den Anspruch auf unser zinsgünstiges Darlehen zu 5%.

Nun können Sie sich für die Ihnen gemäße Art von Unabhängigkeit entscheiden. Bauen ist nur eine davon. Unser Bausparberater informiert Sie auf Wunsch gerne individuell.

Informationen erhalten Sie überall in Württemberg und Hohenzollern bei unseren Fachberatern sowie bei allen Sparkassen und deren Zweigstellen.

Wir geben
Ihrer Zukunft
ein Zuhause

Öffentliche 
Bausparkasse

Die Kraftwerkspeicher im Einzugsgebiet des Rheines machen die Regulierung des Bodensees nicht überflüssig. Ohne die Wirkung dieser Speicher wäre allerdings der Bodensee-Wasserspiegel im Sommer 1965 um weitere 20 Zentimeter angestiegen. Einige Gewitter oder ergiebige Landregen Ende Juni hätten den See trotz der Wirkung der Speicher um einige weitere Dezimeter ansteigen lassen und großen Schaden angerichtet.

Nach der bevorstehenden Veröffentlichung des vom Eidgenössischen Amt für Wasserwirtschaft erstellten Projekts mit einem Vorschlag zum Wehrreglement werden Grundlagen vorhanden sein für eine sachliche Diskussion der Bodenseeregulierung in der Öffentlichkeit.

Die Volksabstimmung vom 26. August 1973 im Kanton Thurgau mußte durchgeführt werden vor dem Abschluß dieser Studie und ohne Kenntnis des Projektes und der damit verfolgten Absicht.

Trotzdem muß der eindeutige Entscheid als Ausdruck echter Sorge um den Bodensee zur Kenntnis genommen werden. Wie das Abstimmungsresultat herausgekommen wäre unter dem Eindruck von Wasserständen, wie diese in den Jahren 1927, 1954 oder 1965 aufgetreten sind, bleibe dahingestellt. Wenn die heute auf den Nullpunkt gesunkene Aktualität der Bodenseeregulierung plötzlich wieder erwachen und an den Bundesrat erneut die Forderung nach einer sofortigen Verwirklichung gestellt werden sollte, könnte dannzumal, im Gegensatz zu 1965, ein gründlich vorbereitetes, baureifes Projekt aus der Schublade gezogen werden.

Ohne Regulierwehr wird sich der Ausfluß aus dem Bodensee dauernd um die Menge des zur Trinkwasseraufbereitung in fremde Abflußgebiete übergeleiteten Seewassers reduzieren, wodurch achtenswerte Interessen am Bodensee und am Hochrhein beeinträchtigt werden könnten.

Schon seit Ende der 60er Jahre wird durch eine Fernleitung Bodenseewasser in den Raum von Stuttgart geliefert. Die Rechtsgrundlagen für die bisherigen Entnahmen im Umfang von 7,5 Kubikmetern je Sekunde und für eine eventuelle Erhöhung derselben sind festgehalten in einem Übereinkommen vom 30. April 1966 zwischen den Anliegerstaaten (Bundesrepublik Deutschland, Republik Österreich und Schweizerische Eidgenossenschaft) über die Regelung von Wasserentnahmen aus dem Bodensee. Falls über die Verteilung der zulässigen Trinkwasserableitungen aus dem Bodensee in direkten Verhandlungen keine Einigung erzielt werden könnte, müßte ein Schiedsgericht angerufen werden.

In nächster Zukunft wird ein Gesuch der Stadt Stuttgart um die Erhöhung der Wasserentnahmen aus dem Bodensee zur Sicherung der Wasserversorgung erwartet. Von Sipplingen am Bodensee soll eine rund 75 Kilometer lange unterirdische Leitung nach Tübingen am Neckar gebaut werden, die in der Lage wäre, 20 Kubikmeter je Sekunde Bodenseewasser im Freilauf in das Abflußgebiet des Neckars überzuleiten. Die zuständigen schweizerischen Stellen werden trotz heftiger Opposition gegen dieses Projekt nicht darum herumkommen, dessen Auswirkungen sorgfältig abzuklären.

Durch das Eidgenössische Amt für Wasserwirtschaft wird in Zusammenarbeit mit kantonalen Amststellen abgeklärt, wieviel Wasser (m^3 pro Jahr), in welcher Intensität (m^3/s), zu welchen Jahreszeiten (Sommer, Winter) und bei welchen Wasserständen dem See entnommen werden können ohne unzumutbare Beeinträchtigungen biologischer, ökologischer und wirtschaftlicher Interessen am Bodensee und am Hochrhein.

Vergleiche der zulässigen Entnahmemengen ohne und mit einer Regulierwehr bei Hemishofen könnten zum Ergebnis führen, daß die zulässigen Entnahmemengen mit einer Seeregulierung wesentlich größer sein dürften als ohne Regulierung. Ein Verzicht auf die Bodenseeregulierung wäre somit ein Verzicht auf die Nutzbarmachung einiger hundert Millionen Kubikmeter Trinkwasser im Jahr und das Ende des Traumes vom Bodensee als Trinkwasserspeicher Europas.

Auch mit einer Bodenseeregulierung dürfen die Erwartungen in bezug auf die Versorgung großer, außerhalb des Bodenseegebietes liegender Siedlungsräume nicht zu hoch geschraubt werden. Parallel zu den wissenschaftlichen Untersuchungen über die Größenordnung eventuell zulässiger Entnahmemengen müßten auf politischer Ebene Verhandlungen geführt werden über die bezugsberechtigten Regionen und über den Schlüssel für die Verteilung auf der Grundlage gleicher Rechte und Maßstäbe für Baden-Württemberg, Bayern, Vorarlberg und die schweizerischen Kantone.

Der Volksentscheid im Kanton Thurgau, der sich vor allem auch gegen die Überleitung von Bodenseewasser in fremde Abflußgebiete wendet, ist ein deutlicher Hinweis darauf, daß bei der Verteilung eventuell vorhandener Trinkwasservorräte in erster Linie die Interessen der Bewohner im Einzugsgebiet des Bodensees und an dessen Abfluß gewahrt werden müssen. Die Mehrzahl der Thurgauer Stimmbürgerinnen und Stimmbürger, die mit ihrem Stimmzettel zum unmißverständlichen Resultat beigetragen haben, wohnen jedoch jenseits der Wasserscheide zum Bodensee, im Abflußgebiet der Thur. Falls sie in Zukunft einmal selbst Ansprüche an Trinkwasserbezüge aus dem Bodensee stellen sollten, so müßten für deren Behandlung dieselben Grundsätze angewendet werden, wie diese dannzumal für Wasserableitungen in andere außerhalb des Einzugsgebiets des Bodensees liegende Abflußgebiete Geltung haben werden.

Ein Naturschutz, der im Bodenseegebiet für alle Zeiten den Status quo erhalten möchte, ist unrealistisch. Das Tal des Alpenrheins und die Bodenseegegend werden seit jeher durch geologische Entwicklungen verändert, die weitgehend dem menschlichen Einfluß entzogen sind. Umgekehrt wären ohne rigorose Eingriffe des Menschen in das sich in Unordnung abwickelnde Naturgeschehen beidseitig des lebensfeindlichen Alpenrheins weder landwirtschaftliche Siedlungen noch aufstrebende Wohn- und Industriegebiete oder sichere Verkehrswege denkbar. Auch die Wohn-, Hafen- und Quaianlagen, Strandwege und Bepflanzungen längs den Ufern des Bodensees wären nicht denkbar ohne Eingriffe der Technik in das Naturgeschehen. Die heute geschätzten Natur-

Das dritte Vermögensbildungs- gesetz ist:



Wir haben es studiert. Für Sie!

Für Arbeitnehmer steckt da was drin. Sparprämien bis zu 42% und Sparzulagen bis zu 40%, außerdem natürlich die Zinsen. Auch das Spar-Prämien-gesetz hat's in sich. Wir nehmen Ihnen gern das Lesen ab. Am besten Sie lassen sich von unseren Experten beraten. Sie sagen Ihnen, was für Sie dabei herauspringt. Ein Gespräch lohnt sich immer. Für Sie. Kommen Sie! Fragen Sie!

wenn's um Geld geht

Sparkasse

Josef Eberle erzählt,

wie er die Welt
in den ersten zwei
Jahrzehnten dieses
Jahrhunderts erlebt hat.

Es ist eine kleine Welt,
aus der er allmählich
hinauswächst:
die Kleinstadt Rotten-
burg am Neckar.
Der Bub hat alles mit
der Luft in sich aufge-
nommen und zugleich
auch - damals noch un-
bewußt - miterlebt, wie
eine neue Zeit und ein
neuer Geist in die
alten Gassen einzogen.

160 Seiten, DM 18,-
Deutsche Verlags-Anstalt

JOSEF EBERLE

*Allen
Frage
Morgen*

JUGENDERINNERUNGEN

DVA



und Erholungsgebiete sind ein Beweis dafür, daß nicht jedes technische Werk von vornherein als Verschandelung und Schädigung der Natur bezeichnet werden darf. Bei Diskussionen um Probleme am Bodensee kann man sich oft des Eindruckes nicht erwehren, daß übereifrige Limnologen, Biologen und Oekologen miteinander wetteifern in der Aufstellung ungünstiger Prognosen für die Folgen technischer Eingriffe in das Naturgeschehen. Es ist sinnvoll und auch notwendig, daß die positiven und negativen Tendenzen jedes technischen Eingriffes in offene Gewässer heute besser untersucht werden, als dies in früheren Zeiten üblich war. Für die Bewertung der Resultate solcher Untersuchungen sollten aber im Hinblick auf die Vermeidung von Mißdeutungen und Mißbräuchen zur Schürung von Polemiken realistische Maßstäbe angewendet werden.

Die Qualität des Trinkwassers im Bodensee kann weder verbessert noch erhalten werden durch eine Verhinderung der Bodenseeregulierung oder eine Bekämpfung der heute nicht aktuellen Hochrheinschiffahrt bis in den Bodensee. Die in neuerer Zeit festgestellte Verbesserung der Wasserqualität im regulierten Zürichsee ist ein Hinweis auf die positive Wirkung der Abwasserkläranlagen, die auch im Bodenseegebiet nach ihrer Inbetriebnahme eine ebenso erfreuliche Qualitätsverbesserung des Seewassers zur Folge haben werden.

Bessere Resultate als von «Weltuntergangsprognosen» können erwartet werden von der programmgemäßen Fertigstellung der im Bau begriffenen Abwasseranlagen im Einzugsgebiet des Bodensees, von der Sorge um deren fachmännischen Betrieb und von einer nie erlahmenden Aufklärung und Erziehung der Bevölkerung und der Industrie zu Ordnung und Reinlichkeit.

Es wird sich immer wieder die Frage stellen, ob und in welchem Ausmaß die durch Naturgesetze vorbestimmten Entwicklungen einer Landschaft durch technische Maßnahmen gesteuert werden sollen. Zwischen der Ablehnung menschlicher Eingriffe ins Naturgeschehen durch extreme Vertreter des Naturschutzes einerseits und perfektionistischen Projekten tatenhungriger Technokraten andererseits liegt ein breites Diskussionsfeld. Wenn sich technische Eingriffe in das Naturgeschehen als notwendig und vertretbar erweisen, so sind Lösungen anzustreben, welche der Dynamik der geologischen Abläufe und der wirtschaftlichen Bedürfnisse in realistischer Weise Rechnung tragen. Dabei müssen im Rahmen des möglichen erhaltenswerte Landschaften und Biotope nicht nur geschützt, sondern ergänzt und neu gestaltet werden. Realisierbare Ergebnisse sind nur zu erwarten, wenn alle legitimen Interessen frei von Emotionen und politischem Opportunismus von Fachleuten gegeneinander abgewogen werden, die sich auf Grund ihrer Sachkenntnisse und Erfahrungen einen wissenschaftlich fundierten Überblick über die waltenden Kräfte und einen realistischen Maßstab für die Größenordnungen und praktischen Auswirkungen der in der Diskussion stehenden Probleme technischer, wirtschaftlicher, geologischer und biologischer Natur erarbeiten können.

Über das Thema «Umweltschutz und Denkmalpflege» lesen wir in Ausführungen von Dipl.-Ing. VEIT in der «Deutschen Architektur- und Ingenieurzeitschrift» 1974/1 u. a.:

Der Begriff «Umweltgestaltung» stellt die Beziehung zwischen Umweltschutz und Denkmalpflege her. Der Schutz, die Erhaltung, die Pflege und Integration von Kulturdenkmälern und wertvollen historischen Straßen, Platz- und Ortsbilder (Ensembles) als Aufgabe der Denkmalpflege ist gleichbedeutend mit der Bewahrung lebensfreundlicher, humaner Gestaltwerte: Ihr visuelles Erleben ist ein biologisch verankertes Grundbedürfnis des sehenden und fühlenden Menschen nach Schönheit, Ausdruck und harmonischer, menschbezogener Verbindung von Körper und Raum. Als unverzichtbarer Bestandteil unserer Kulturlandschaft, machen sie deren Wert und Bedeutung erst aus. Mit jedem vernichteten oder in seiner Wirkung beeinträchtigten Baudenkmal oder historischen Ensemble werden bildnerische Werte und historische Wurzeln zerstört oder dezimiert. Der unschätzbare Wert des auf uns überkommenen und unvertrauten Kulturgutes liegt nicht nur in seiner Unwiederholbarkeit und Unwiederbringlichkeit, sondern – angesichts unseres zur Monotonie hin tendierenden und vom rein wirtschaftlichen Nutzeffekt her bestimmten baulichen und städtebaulichen Gestaltungsprozesses – ebenso in seiner positiven Auswirkung auf den Menschen im geistig-seelischen Bereich.

Kulturdenkmale und wertvolle historische Ensembles sind zwei oder dreidimensional erfassbare Gestalt-, Ausdrucks- und Bildungswerte, die als echte Humanwerte zu gelten haben:

1. Gestalt- und Ausdruckswert: Durch bewußtes, vor allem aber auch unbewußtes Aufnehmen qualitätvoller historischer Architektur, von maßstäblich gestalteten und menschbezogenem Stadtraum, von handwerklich und künstlerisch stilvoll verarbeitetem und verwendetem Material und Farbe werden die seelischen Gefühls- und Gestaltungskräfte des Menschen angesprochen und entwickelt, nämlich das Raumgefühl, der Formen- und Farbensinn, die Fantasie und die in zwischenmenschlicher Beziehung notwendigen Gefühlskräfte. Als Ausdruck geistiger Gestaltungskräfte vermögen Bau- und Raumformen in ihrem Zusammenklang den Menschen in einer überhasteten Umwelt zum Verweilen, zur Besinnung und zum geistigen Zentrum zurückzuführen (z. B. Andachtswert von Kirchen, Kapellen, Klöstern u. a.).

Die Bedeutung denkmalpflegerischer Gestaltwerte ist längst erkannt und dokumentiert, aber noch nicht ins allgemeine Bewußtsein gedrungen. Verantwortungsbewußte Architekten sehen ihre Aufgabe in der Integrierung dieser Gestaltwerte im Planungsprozeß. Das Deutsche Architektenblatt Heft 6/1973 wendet sich gegen die großen Gefahren von Flächensanierungen im Rahmen des Städtebauförderungsgesetzes und schreibt: «Die Architekten sind . . . aufgerufen, noch stärker als bisher ihre Auftraggeber zu ermutigen, die Umwidmung und Um-

Museum für Waage und Gewicht



Mitten im schönen Schwabenland liegt die Kreisstadt Balingen. Reizvoll am Fuße der Schwäbischen Alb. Genau zwischen Stuttgart und dem Bodensee. Direkt an der Bundesstraße 27. Das Balingen Zollernschloßle

beherbergt das einzigartige Bizerba-Waagenmuseum. Es wird die 10000 Jahre lebendige Geschichte der Waage aufgezeigt. Über 300 seltene, meist einmalige Ausstellungsstücke. Ein Besuch lohnt sich.

Bizerba-Waagen-Museum
746 Balingen, Tel. / 7433/1 2449

Öffnungszeiten: Montag, Mittwoch und Freitag von 10.00 bis 12.00
und von 14.00 bis 16.00 Uhr und auf Voranmeldung



Erstaunliches, Seltsames, Wunderliches und Wissenswertes wird in diesem neuen Buch berichtet, von Menschen, wie sie wohl nur das Schwabenland hervorbringt, von Dingen und Ereignissen, die meist recht knorrige Auswüchse des Lebens sind. Alle 23 Beiträge wurden eigens für diesen Band geschrieben, von Autoren, die sich auskennen.

Das vorbildlich gedruckte und sorgsam ausgestattete Buch gehört in jedes schwäbische Haus; natürlich eignet es sich vortrefflich als Geschenk.

Herausgegeben von Georg Kleemann, mit 23 Zeichnungen von Christoph Brudi · 324 Seiten, in Leinen 28 DM

Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins



ng verknüpft mit der Erfindung der Buchdruckerkunst ist das Bemühen um die Herstellung hierfür geeigneter Farben. Während die Technik des Druckens von Anfang an stetig verbessert und verfeinert wurde, war die Bereitung der Farbe fast vier Jahrhunderte lang eine Aufgabe der Drucker selbst und mit mancherlei Geheimnissen umgeben.

Gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurden in Deutschland erstmals Druckfarben gewerbemäßig in größeren Mengen produziert. So auch von der 1765 gegründeten ältesten deutschen Farbenfabrik Michael Huber.

Die Herstellung von Farben für das grafische Gewerbe war lange Zeit nur ein Teilgebiet neben der Produktion von Pigmenten und Farblacken. Seit fast 30 Jahren aber hat sich die Farbenfabrik Michael Huber auf die Entwicklung und Fertigung von Druckfarben für die verschiedenen Verfahren und Bedruckstoffe spezialisiert. Heute zählt Michael Huber München zu den großen Druckfarbenherstellern Europas. In dem neu erbauten Werk in Heimstetten bei München werden beispielsweise die Farben für Tageszeitungen, für Zeitschriften und Kataloge, für Bücher, Plakate und Packungen sowie für die verschiedensten Druckarbeiten auf Papier, Karton, Blech, Kunststofffolien usw. gefertigt. Auch die Farbe, mit der das vorliegende Heft der „Schwäbischen Heimat“ gedruckt ist, kommt aus den

Farbenfabriken Michael Huber München



nutzung gewachsener Gebäude dem Abbruch vorzuziehen. In vielen Fällen schafft die fantasievolle Altbausanie- rung Gebäude mit den erwünschten und ökonomischen Vorteilen, die zugleich für den Erlebnisraum der Stadt Werte darstellen, die anders schwerlich oder nur unter erhöhtem Aufwand geschaffen werden können.»

Ein hervorragendes Beispiel gibt die Stadtbilderneuerung Bremens mit der Wiederherstellung des Schnoorviertels. Hier registiert man all die Gestalt- und Gemütswerte, nach welchen der heutige Mensch in zunehmendem Maße sucht. Und die will sich die Gesellschaft nichts kosten lassen?

2. Bildungs- und Informationswert: Nicht hoch genug zu veranschlagen ist der Bildungs- und Informationswert kulturhistorischer Werte. Die historische Stadt mit ihrem unverwechselbaren Gepräge vermittelt dem Betrachter im Raum-Zeitablauf gleichzeitig Kultur-, Bau- und Kunstgeschichte durch einprägsames Sehen und Begreifen, nicht durch trockenes Bücherlesen. Die optische Wahrnehmung verlebendigt und verfestigt abstrakt Gelerntes.

3. Gesundheitswert: Dieser ergibt sich aus den vorge- nannten Werten infolge der Wechselwirkung zwischen geistig-seelischem und körperlichem Bereich. Es ist eine erwiesene Tatsache der Psychologie, daß die Befriedigung seelisch-geistiger Bedürfnisse das körperliche Wohlbefinden steigert und umgekehrt deren Negierung zu organischen Schäden führen kann. Gerade auch ange- sichts der zunehmenden Freizeit, des damit verbunde- nen Problems der Freizeitbeschäftigung und der Erho- lungsbedürftigkeit des durch Streß geplagten Menschen gewinnt gerade die Denkmalpflege eine eminente Bedeu- tung für eine humane, gesundheitsfördernde Umweltge- staltung: Objekte der Denkmalpflege gehören zu den Qualitäten des Lebens. Länder und Gemeinden mit einem Schatz an Kulturdenkmälern sind Stätten des Touris- mus, der Freizeitgestaltung, der Begegnung, der Erho- lung.

Um so bedenklicher ist, daß bis heute das weitreichende Aufgabengebiet der Denkmalpflege so gründlich ver- kannt und sogar massivsten Angriffen vornehmlich sei- tens der Kommunen, der Denkmaleigentümer und der am Baugeschehen Verdienenden ausgesetzt ist. Die Ur- sachen hierfür liegen vornehmlich darin, daß

ganz allgemein unserer Gesellschaft das Gespür für kul- turhistorische, künstlerische und handwerkliche Quali- täten und Werte abhanden gekommen ist und damit eine im Geistigen wurzelnde Kraft fehlt, welche den grassie- renden Materialismus in seine Schranken verweisen würde –

die Erhaltungs- und Renovierungskosten für Kultur- denkmale oft recht beachtlich sind und dem Eigentümer vielfach als unrentabel und trotz Zuschüssen untragbar erscheinen –

die Kulturdenkmale beabsichtigten und oft vermeintlich wirtschaftlicheren Neuplanungen als Hemmnisse im Wege stehen.

Maßnahmen zur Behebung dieses «kulturellen Notstan- des» sind im 2. Abschnitt angedeutet. Einmal bedarf es

der Kenntnis und Einsicht, erwachsen aus der Bildung. Hier ließe sich Entscheidendes über die gesamtschulische Erziehung und Bildung erreichen. Zum anderen bedarf es großzügiger Finanzhilfen.

In diesem Zusammenhang muß mit aller Schärfe auf das Verursacherprinzip abgehoben werden. Es ist nicht län- ger duldbar, daß der Schnitt an unserem baulichen Kul- turgut wegen fehlender oder unzureichender Staatszu- schüsse für die Denkmalpflege erfolgt. Der Staat ist nicht die Hebamme für alles und jeden. Im Folgenden werden die Schadenseinflüsse auf unsere Kulturdenkmale ge- nannt. Eine Industrie und Gesellschaft, von der solch un- geheure Zerstörungskräfte auf das – außer unserem Le- ben – wertvollste Gut, unsere Kultur, ausgehen, hat die moralische Verpflichtung, für diesen Schaden aufzukom- men. Es ist höchste Zeit, durch eine gerechte Besteuerung diejenigen zur Kasse zu bitten, die nachweislich ihren Teil Schuld an der Zerstörung unseres Kulturgutes haben. Andererseits bleibt häufig auch bauhistorisches Kapital aus Unkenntnis von Denkmalwerten ungenützt liegen. Unzählige Fachwerkhäuser fristen heute noch unter ei- nem trüben Verputz ein Aschenputtel-Dasein, obgleich eine Fachwerkfreilegung sie sofort in den Rang von Bau- denkmälern heben, oder zur Aufwertung ganzer Stra- ßen-, Platz- und Ortsbilder führen würde. Bauherren und –leider auch – Architekten ahnen oft nicht, welch reizvolle Möglichkeiten sich durch die Freilegung und Einbeziehung der Holzkonstruktionen in die Innen- Raumgestaltung gerade beim historischen Fachwerkbau ergeben. Solchermaßen neu gestaltete historische Ge- bäude werden vom Kenner so mancher baulichen Mas- senware von heute vorgezogen. Außerdem ist zu berück- sichtigen, daß der ideelle Wert von Kulturdenkmälern und erhaltenswerten Ensembles angesichts ihrer zunehmen- den Seltenheit und Unwiederholbarkeit tagtäglich steigt. Es steht zu hoffen, daß dieser Wert auch bald an der Börse gehandelt wird und in Kapitalrechnungen eingestellt werden kann.

Anschriften der Verfasser

Felix Burkhardt, 7300 Esslingen, Anne-Frank-Weg 26
Dr. Werner P. Heyd, 7238 Oberndorf, «Schwarzwälder Bote»

Dr. Ernst Hirsch, 7073 Lorch, Hohgartenstraße 3
Hans Kessler, 7000 Stuttgart-1, Hohenheimer Straße 73
Prof. Dr. Manfred Koschlig, 7000 Stuttgart-1, Rotenberg-
straße 51

Prof. Dr. Heinrich Theodor Musper, 7000 Stuttgart-70,
Eduard-Steinle-Straße 25

Dr. Helmut Röttger, 4000 Düsseldorf-Gerresheim,
Friedingstraße 19 A

Dr. Friedrich Seck, 7400 Tübingen-1, Erlenweg 18
Prof. Dr. Eberhard Stiefel, 7410 Reutlingen, Stämmes-
ackerstraße 109



Uhren basteln macht Spaß

Uhren aus dem
Schwarzwald



Großer Farbkatalog Nr.29

SELVA-TECHNIK
7220 Villingen-Schwenningen
Dickenhardtstr. 57

Karawane Studien Reisen

führen auf ausgefeilten Routen in die weite, lockende Ferne und zu lohnenden Nahzielen. Ehrenamtliche, wissenschaftlich ausgebildete Mentoren führen und betreuen Sie unterwegs in kleinen Gruppen.

Kommen Sie mit!

**Gerne senden wir Ihnen
unsere Studienreise-Programme
Weihnachten 1974 – Frühjahr 1975
unverbindlich zu.**

Gerne senden wir Ihnen unser Programm mit vielen Bus-, Bahn- und Flugreisen sowie Mittelmeerkreuzfahrten kostenlos und unverbindlich zu und würden uns freuen, Sie als Reisegast bei der Karawane begrüßen zu dürfen.



Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde

714 Ludwigsburg, Marbacher Str. 96, Ruf 0 71 41 / 2 12 90

Bleiben Sie leistungsfähig

Versorgen Sie Ihren Körper mit wichtigen Mineralien. Auf die natürlichste und angenehmste Art. Trinken Sie Christophsquelle, die helfende Heilkraft seit Jahrhunderten. Damit führen Sie Ihrem Organismus wichtige Aufbaustoffe zu. Und fördern die Gesundheit von Magen und Darm. Christophsquelle gibt's beim Getränkehandel. Bezugsquellennachweis von: Christophsbad Göppingen, Dr. Landerer Söhne, 7320 Göppingen.

Die schönsten Bilder vom Schwabenland



Schwabenland farbig

Wer diesen größten und farbenprächtigsten Bildband über das Schwabenland in Händen hält, entdeckt begeistert: Hier gelang es auf einzigartige Weise, die Dörfer und Städte, die historischen Bauten, Burgen und Schlösser zu neuem Leben zu erwecken und Kunst und Kultur über alle Jahrhunderte hindurch aufzuzeigen. – Ein Geschenkband für alle Freunde der schwäbischen Heimat. Nicht zuletzt aber für Sie selbst. Ein faszinierendes Bildwerk aus dem Verlag, in dem auch der bekannte Schwabenkalender erscheint.

Großformat 23,5 × 30,5 cm, über 170 Großfotos in Farbe, 216 Seiten, in Ganzleinen 59,- DM.

An den DRW-Verlag, 7 Stuttgart 1, Postfach 104

Ja, liefern Sie mir bitte über Buchhandlung

..... Expl. **Schwabenland – farbig**

Mit über 170 Farbfotos, Ganzleinen 59,- DM

Vor- u. Zuname: _____

Adresse: _____

Datum u. Unterschrift: _____

Walter Münch/Gerd Maier

**Jakob Bräckle –
ein oberschwäbischer Maler**

84 Seiten mit 47 größtenteils farbigen Bildtafeln und vielen Abbildungen im Text. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag. DM 27,50. (Erscheint Mitte Oktober 1974)

Jakob Bräckle ist ein oberschwäbischer Bauernsohn, aber kein sogenannter Heimat- oder Sonntagsmaler. Unter großen Opfern besuchte er die Stuttgarter Akademie und war Schüler namhafter Lehrer. Auf unvergleichliche Weise hat Jakob Bräckle die Dimensionen seiner oberschwäbischen Heimat, ihre weiten Horizonte, ihre hohen, oft verhangenen Himmel, ihre Einsamkeit an grauen Wintertagen in kleinformatige Ölbilder gebannt. Mit sparsamen malerischen Mitteln versteht er es, die herbe Poesie eines Wegrains, eines frisch gepflügten Ackers, eines Waldrandes im Nebel einzufangen wie kein anderer Künstler unserer Zeit. Ein preiswerter Kunst-Bildband für Kenner.



**Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen**

„Stadt- und Landkreis Heilbronn“

560 Seiten mit 7 Farbtafeln und 144 Bildtafeln. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag. DM 36,-.

Ein Heimatbuch, wie es nicht wieder kommt: mit herrlichen Bildern, teils in Farben, und einer Fülle von Anregungen und Informationen. Dieses moderne, zeitgemäße Sachbuch beschreibt mit seinen fachkundigen Beiträgen die Stadt Heilbronn und alle Städte und Gemeinden des Kreises, erläutert die Sehenswürdigkeiten und Kunstschatze und erzählt interessant von Land und Leuten. Kein Buch vermag Ihnen bei der Vorbereitung Ihrer Fahrten und Wanderungen am Wochenende bessere Hinweise zu geben. Es ist ein wirkliches Hausbuch für jede Familie und ein beziehungsvolles Gastgeschenk für Freunde und Bekannte, aber auch ein Erinnerungsbuch für alle, die heute fern ihrer Heimat leben. Ein Buch dieser Art hat es seit 70 Jahren nicht mehr gegeben.



**Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen**

Grafische Betriebe



Süddeutscher Zeitungsdienst

Das leistungsfähige
grafische Unternehmen
mit dem technischen
Komplett-Service:

Setzen

Große Schriftenauswahl
in Blei- und Fotosatzsystemen

Reproduzieren

Ein- und Vierfarbeproduktionen
von einfacher bis anspruchsvoller
Qualitätsstufe

Drucken

Bogenbuchdruck
Bogenoffsetdruck (Spezialität Farbdruck
nach unseren Lithos)
Offsetrotationsdruck

Falzen Heften Binden

Moderne leistungsfähige Verarbeitungs-
anlagen
Elektrisch gesteuerte Schneide-
maschinen
Sammelheftanlagen
Broschüren-Bindestraße

Verlangen Sie unser Angebot!



**Grafische Betriebe
Süddeutscher Zeitungsdienst
7080 Aalen
Bahnhofstraße 65
Postfach 1680
Telefon (07361) 6711**

**Hans-Martin Maurer/Kuno Ulshöfer
Johannes Brenz
und die Reformation in Württemberg**

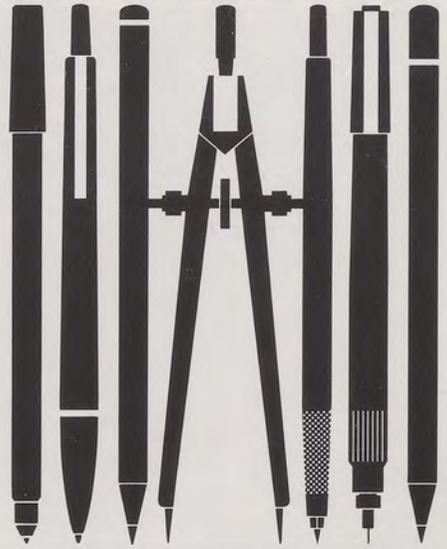
224 Seiten mit 112 Abbildungen und vierfarbigem Stich auf dem Vorsatz. Ganzleinen mit mehrfarbigem Schutzumschlag. DM 34,-

Das Bestechende an diesem Buch ist die Veröffentlichung zahlreicher Dokumente, die größtenteils nach den zeitgenössischen Originalen reproduziert wurden. So enthält der Band allein 112 vorwiegend ganzseitige Abbildungen, so daß neben den allgemein verständlich geschriebenen, aber fundierten Texten eine Bildokumentation entstand, die breiteren Leserkreisen die Grundzüge jener dramatisch bewegten Epoche und ihrer gestaltenden Kräfte im schwäbisch-fränkischen Raum in Wort und Bild nahebringt. Dieses Buch wird zu einem neuen historisch begründeten Verständnis der Reformation im Südwesten Deutschlands beitragen.



**Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen**

STAEDTLER



FÜR
TECHNIK, WIRTSCHAFT,
KUNST UND SCHULE

A 7448 G

Berger
KLISCHÉE

Strichätzungen Autotypen Farbätzungen Retuschen

ein »Qualitätsbegriff«

BERGER
OFFSETREPRODUKTIONEN

Farblithos Plakatreproduktionen Maschinenplatten

Willy Berger · 7000 Stuttgart-Feuerbach · Steiermärker Straße 104 · Tel. 850322

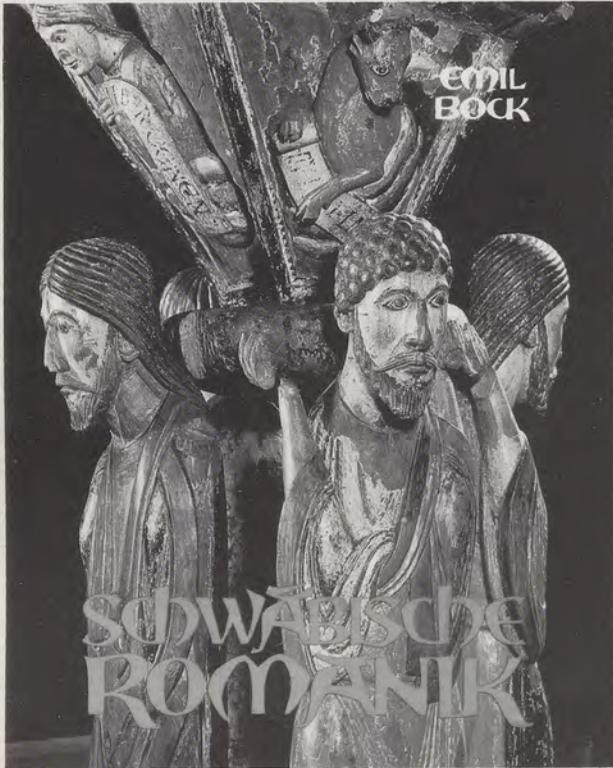


BRILLEN
Contact-Linsen

Optiker
PESCHKE

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau

BILDBAND ÜBER DIE SCHWÄBISCHE HEIMAT



Das Buch ist eine wahre Fundgrube an Schätzen, die es zu heben gilt oder von deren Existenz man nun Kenntnis durch das Anschauen der Bilder nehmen kann.

Dr. Hans Filbinger, Ministerpräsident

Ein Kapitel Kulturgeschichte in Bildern

Schwäbische Romanik

Baukunst und Plastik
im württembergischen Raum

Von EMIL BOCK

Ein großartiges Kunstbuch... meisterhafte Bilder!
Schwäbische Heimat

2. Auflage der Neuausgabe, 320 Seiten, 56 Seiten Text, 369 Tafeln, 1 Karte, Leinen DM 74,-

Man wird diesen Band über die schwäbische Romanik als ausgezeichnete Ergänzung einer Landschaft ansehen. Die Aufnahmen sind auf dem neuesten Stand, und obwohl der Autor keine Vollständigkeit angestrebt hat, geben sie ein umfassendes Bild. Der Text ist knapp und gibt die notwendigen Erklärungen.

Süddeutscher Rundfunk

Ein königliches Geschenk, das man sich auch selbst machen kann!

Rems-Zeitung

Vor diesem Buch wird Schwaben zur Landschaft des Herzens. Ein schwärmerisches Urteil? Ja, aber eines, für das dieser noble Band auf jeder Seite den vollen Beweis der Wahrheit antritt.

Buchhandlung Meuer, Heidenheim

Man muß zu einem begeisterten Ausruf ausholen. Die informatorische Potenz ist so beglückend wie die bildliche.

Reutlinger Generalanzeiger

Hier ist das schwäbische Geschenkbuch des Jahres!

Buchhandlung P. Herwig, Göppingen

VERLAG URACHHAUS STUTTGART